XVIII. Jahrg. Berlin, den 30. Oktober 1909. Nr. 5.

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.

Berlin.
Verlag der Zukunft.
Wilhelmstraße 3a.
1909.

Abonnement pro Quartal M. 5.—, pro Jahr M. 20.— Unter Kreuzband bezogen M. 5.65, pro Jahr M. 22.60. Ausland M. 6.30, pro Jahr M. 25.20.
Man abonniert bei allen Buchhandlungen, Postanstalten und bei der Expedition Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3a.

Die Zukunft.

Berlin, den 30. Oktober 1909.

Der Dreibund.

Von Livadia (Südkrim) nach Racconigi (auf der Linie Turin-Cuneo der Mittelmeerbahn) ists nicht sehr weit. Der bequemste, für einen von grausamer Feindschaft umlauerten Herrscher sicherste Weg führt durch die Dardanellen. Wird Nikolai Alexandrowitsch, der dem König Victor Emanuel seit sechs Jahren einen Besuch schuldet, diesen Weg wählen? Russische Kreuzer und Torpedoboote mit Osmanenerlaubniß in den Meerengen: Das, denkt der ehrgeizige Knirps Iswolskij, würde auf Europa und Asien wirken; und ich hätte für die Gossudarstwennaja Duma eine Trumpfkarte im Spiel. Doch die Diktatoren, die mit Schwert und Galgen in Konstantinopel hausen, zeigen sich schwierig. Möchten, daß Nikolai, der in Livadia Gesandte Mohammeds empfangen hat, am Goldenen Horn stoppen lasse und, als erster gekrönter Gast, die Khalifenpuppe besuche. Dann wird man ihm gern die Meerengen öffnen; für diese Fahrt. Ueber das Prinzip kann später gesprochen werden. Unmöglich. Jedem echten Russen stiege das Blut in die Schläfen, wenn er hörte, sein Papst-Kaiser habe dem neuen Großherrn, gegen alle höfische Sitte und nationale Würde, den ersten Besuch gemacht. Und der Mönch Theophanes, der jetzt, ein zweiter Confessor dieses Namens, den Zaren beräth, würde als Sprecher der Orthodoxen Kirche eifernd gegen den Plan protestiren. Auch empfiehlt Sir Edward Grey, der Dardanellenfrage noch keine klare Antwort zu heischen. „Wir haben Ihnen, als das agreement über die asiatischen Interessensphären paraphirt werden sollte, die Meerengenöffnung zugesagt, können die Leute am Bosporus jetzt aber nicht zu schneller Entschließung drängen; sie habens schon schwer genug und ihr winziger Kreditrest wäre verloren, wenn

sie, ohne sichtbare Gegenleistung, ein wichtiges Schutzrecht der Osmanensouverainetät hingäben. Abwarten, Hohe Excellenz; tout vient à point à qui sait attendre.“ Schade. Das Schauspiel turko-russischer Intimität hätte den Wienern die Galle ins Blut getrieben. Und seit Aehrenthal durch die höfliche, aber unzweideutige Ankündung, er werde im Nothfall, um Iswolskijs Wahrhaftigkeit zu beleuchten, dessen Briefe veröffentlichen, den Minister des Zaren gezwungen hat, in der Duma (am Tag nach der Weihnacht des Jahres 1908) nach langer Kollusion zuzugeben, daß Rußland in der bosnischen Sache durch freiwillig übernommene Verpflichtung gebunden sei, flackert im Hirn des nach lautem Geschrei zum Rückzug Genöthigten der Wunsch, an dem wiener Bändiger sein Müthchen zu kühlen. Weil selbst dieser Stümper weiß, daß Oesterreichs empfindlichste Flanke von der Adria bespült wird, hat er schon in der Weihnachtrede den Werth der russo-italischen Verständigung emphatisch gepriesen. „Ihr Hauptzweck ist die Erhaltung des status quo auf dem Balkan, die Wahrung der politischen und wirthschaftlichen Selbständigkeit der Balkanvölker; und ihre hohe Bedeutung wird sich bald erweisen.“ Weil der junge Ruhm des kaltblütigen Grafen Aehrenthal ihn nicht schlafen läßt, hat er Nikolai in den Reiseplan gehetzt, dessen Vertagung gerade jetzt nicht als Unhöflichkeit gedeutet werden konnte. Alexandra Feodorowna siecht an einer schweren Psychose (Berichte, die von „Nervenkrisen“ und „melancholischen Anwandlungen“ sprechen, lügen rechtartig); wer dürfte dem Mann verargen, daß er die seelisch zerrüttete Frau nicht allein lassen, nicht Feste feiern mag, während sie zwischen Aerzten und Wärtern hinwelkt? Doch der Gerngroß will seine Rache: Auf nach Racconigi! Ueber Odessa-Budapest-Venedig? Nikolai müßte durch österreichisches Gebiet, würde von Vertretern Franz Josephs begrüßt und könnte die üblichen Wagonfloskeln nicht meiden. Der Pfeil, der am wiener Ballplatz den Feind treffen soll, würde vor dem Ziel gestumpft. Habsburgs Völkern, Habsburgs Slaven, Magyaren, Italienern soll, illuminirt und fresko, die Lehre vors Auge gebracht werden: „Weil Euer gerühmter Aehrenthal uns Russen nicht die uns gebührende Reverenz erwiesen hat, gehen wir fortan mit dem Staat, in dem Eure Regirung den nächsten Gegner sieht; habt Ihr für den Tag, wo Italien die Adria zu umklammern versucht, mit unserer Förderung des römischen Trachtens zu rechnen.“ Tief prägt sich dem Sinn die Lehre nur ein, wenn der Gossudar aller Reussen zeigt, daß er keinen Oesterreicher zu sehen wünscht. Die Firma Giolitti-Tittoni hatte ja, nach geschäftiger Bewegung der Botschafter Melegari und Dolgoruckij, auch Herrn von Bethmann gebeten, seinen Besuch aufzuschieben. Oesterreichs Verbündeter vor dem Zaren bei Victor Emanuel?

Das hätte die Eindrucksmöglichkeit gemindert. Wenn Nikolais Reise escomptirt ist, kann der Kanzler des Deutschen Reiches kommen (und der Minister des Auswärtigen die Onorevoli mit dem Hinweis födern, daß Italien nie so zärtlich von den Großmächten umworben war). In Berlin ein Neuling, in Wien Franz Ferdinand noch an die Zustimmung des Ohms gekettet, den ein Krieg um den letzten Machtschimmer brächte: die Gelegenheit ist günstig; erlaubt die Probe, was man den lieben Verbündeten ungestraft bieten dürfe. Nika muß einen beschwerlichen Umweg machen, der ihm den Anblick österreichischen Landes erspart, und Herrn Pichon zum Kolloquium bitten. Rußland, Frankreich, Italien. Der italienische Architekt Monghetti hat in Livadia das Lusthaus gebaut, Le Nôtre in Racconigi den Park geschaffen: Alles in schönster Ordnung. Kein Attentat, kein irgendwie beträchtlicher Sozialistenprotest gegen „die Schmach des Zarenbesuches". Die Anhänger Ferris und Turatis, die gelobt hatten, den Moskowiter mit einer Katzenmusik und einem Generalstrike von Italiens Grenze scheuchen, fühlen, daß ihren Landsleuten die Hoffnung, in Rußland einen starken Helfer gegen das verhaßte Oesterreich zu finden, wichtiger ist als der schrille Ausdruck demokratischen, proletarischen Grolls. Aus einem Massenmörder und Bluthund, dessen Fußspur, nach dem Wort des Liebknechtsohnes, den Boden eines gesitteten Landes besudelt, wird Nikoläuschen flink zu einem Mann optimae voluntatis, der seinem Reich eine Verfassung gegeben, mit seinem Volke großherzig das Recht zur Gesetzgebung getheilt hat und neben dem Herr Nathan, der radikal demokratische Bürgermeister von Rom, Republikaner, Großmeister der Freimaurerloge und Todfeind aller Tyrannei, getrost an der Prunktafel sitzen darf. Können die Trinksprüche der Monarchen ihn etwa ärgern? Interessengemeinschaft; Einheit der Ziele; Achtung der Volkswesenheit; Wahrung des Friedens; aufrichtige Freundschaft. Diesen Kuß der ganzen Welt! Nichts, was das Ohr eines Verrina aus Sems Samen zu kränken vermöchte. Boshe Zarja krani! Italiens albanische Sehnsucht ist dem Ziel endlich näher. Frankreich und Rußland sind ihm innig gesellt und aus Buckingham Palace schickt der royal merchant seinen Segen.

Dem hat Nikolai Alexandrowitsch, hat Victor Emanuel die hellen Oktobertage zu danken. Und kein Gerechter kann heute noch sagen, über Bluffs komme Eduard mit all seinen Künsten doch niemals hinaus. Im vorigen Jahr hat sein Einschüchterungversuch (der plump aussah, nach den gehäuften Beweisen deutscher Nachgiebigkeit aber psychologisch begreiflich war) nicht gewirkt, weil Deutschland sich entschlossen zeigte, dem Kriegsfall nicht auszubiegen. Ein Franzos hörte aus Eduards Munde das Wort: „Reculons pour

mieux sauter!“ In Oesterreich wird man, wenn der Großmachtrausch verdampft ist, merken, daß man mit der Annexion eine Fülle ernster Schwierigkeiten eingehandelt und daß Deutschlands Weigerung, die im November 1908 von den Türken erbetene Vermittelung zwischen Wien und Konstantinopel zu übernehmen, die Doppelmonarchie viele Millionen gekostet hat; wird fragen, ob für den Fall eines gegen Russen, Italiener, Serben (und vielleicht Mohammedaner) zu führenden Krieges unter allen Umständen auf die deutschen Bayonnettes zu zählen sei. In Deutschland muß die Furcht, das Reichsschiff ins wiener Schlepptau gerathen zu sehen, Unbehagen zeugen. Die deutsche Wirthschaft hat auf dem Balkan andere Interessen als die österreichische; und Bismarck hat stets vermieden, den Oesterreichern die Gewißheit zu geben, daß Deutschland für ihre galizische und orientalische Position das Schwert ziehen werde. Diese Ueberzeugung, meinte er, würde in Wien die Tendenz schaffen, uns in Abhängigkeit von den Orientplänen ruhmsüchtiger Erzherzoge und Minister zu bringen. Daran wird man sich bald wieder erinnern und dann, bei aller Bundestreue, nicht mehr nach der Ehre lechzen, der österreichischen Diplomatie die Kastanien aus jedem Feuer zu holen, das sie, ohne sich um die berliner Zustimmung zu kümmern, angezündet hat. Ists so weit, dann kann der Versuch von 1908 mit besserer Aussicht auf Erfolg wiederholt werden. Hat der King nicht, nach alter Britentradition, als kluger Opportunist gehandelt? Cowes, Cherbourg, Racconigi. Franko-russisches Bündniß, franko-britische entente cordiale und Militärkonvention, anglo-russische und russo-italische Verständigung. Japan, dem von Amerika nahe, von Rußland und China absehbare Gefahr droht, auf England angewiesen. Spanien, dem die Guinee eine Flotte baut, fast schon eine britische Provinz. Portugals Manuel von Eduards Günstling Soveral am Schnürchen gelenkt. In Konstantinopel Mr. Buxton, der Leiter des londoner Balkankomitees (und Türkenhasser von vorgestern), der Volksliebling, Sir Ernest Cassel der Geldgeber und Berather der mächtigsten Paschas; in Mesopotamien Sir William Willcox bei emsiger Arbeit. Laßt die Ohnmacht deutscher Schreiber nur das schwerfällige Schachtelsystem all dieser Verträge und Abkommen höhnen! Daß es gelang, Britanien, Rußland, Frankreich, Italien, Spanien, Portugal und die wichtigsten Balkanmächte in einen Pool, eine Interessengemeinschaft zu bringen, ist doch keine Kleinigkeit. Und Deutschland und Oesterreich sind nun in der Kälte allein.

Natürlich denkt Niemand an feindsäliges Handeln gegen die Isolirten. Natürlich. Ehe Wilhelm in den Schären die Fallreeptreppe der russischen Kaiserjacht „Standarte“ hinabstieg, sprach Nikolai zu ihm: „An der Seite

DeinerFeinde wirst Du mich niemals finden." Ehe Eduard das berliner Schloß verließ, sagte er (der vorher mit keiner Silbe ein politisches Gebiet gestreift hatte), er verkenne durchaus nicht die Pflicht, den großen deutschen Uebersee-handel durch Kriegsschiffe zu schützen, und sehe in der Erfüllung dieser Pflicht keinen Grund zu britischem Groll. Wenn Victor Emanuel mit Franz Joseph zusammenkäme, fielen sicher ähnliche Worte. Will man bei uns nicht endlich aufhören, solche Phrasen ernst zu nehmen und auf Flaggenstangen in transparenter Schrift durchs Land zu tragen? Mit Bettlergier die kärglichen Almosen aufzulesen, die uns vom Tisch pokulirender Könige gespendet wurden? In Dienstbotendemuth hastig zu verzeichnen, was irgendein Iswolskij oder Tittoni über die „friedlichen Tendenzen seines erhabenen Herrn" geschwatzt hat? Das Alles wäre mit der kleinsten Kupfermünze noch zu theuer bezahlt. Die Absicht, den starken Konkurrenten einzukesseln oder gar anzugreifen, wird kein halbwegs Gescheiter je vorlaut ausplaudern. Nein: Alles geschieht nur zum Schutz des Weltfriedens. Der wäre längst gefährdet, wenn der king-peacemaker ihn nicht sorgsam schirmte. Hat Iswolskij nicht neulich erst in Berlin gesagt, Rußland wolle mit dem Deutschen Reich in bester Freundschaft leben, könne sich mit dem Oesterreich Aehrenthals aber nicht in Geschäfte einlassen? Hat er nicht noch in Racconigi vor der internationalen Schreibergilde erklärt, das neue Abkommen richte sich nicht gegen irgendeine Macht, sondern beweise nur, wie inbrünstig zwei Herrscher, zwei Völker den Frieden wollen? Solcher Schwatz wird in Deutschland gedruckt, von Excellenzen und Abgeordneten wiederholt und von Millionen mündiger Menschen für beträchtlich genommen.

Rußland mag mit Fug über Oesterreich klagen. Lexa von Aerenthal hat es bitter enttäuscht. Als Botschaftrath und als Botschafter schien er der aufrichtigste Bewunderer des russischen Genius und sein Freund Schwanebach rühmte ihn am Hof als den zuverlässigsten, loyalsten aller in Petersburg beglaubigten Diplomaten. Witte selbst, der mißtrauische Tatarensproß, schwor auf ihn. Und als Franz Ferdinand seinen Mann durchgesetzt hatte, zweifelte kein Minister Nikolais, daß man mit dem neuen Ballplatzregenten besser auskommen werde als mit Goluchowski, der schließlich immer ein Pole blieb. Doch Aehrenthal hatte Rußland aus nüchternem Auge gesehen und klarer als der hinter Papierwällen thronende berliner Geschäftsträger erkannt, welchen Vortheil die durch die Folgen des mandschurischen Krieges geschaffene Konjunktur biete. Das Zarenreich durch Japaner, Tshinowniks und Anarchisten geschwächt, in Frankreich die klerikale Militärpartei von der Truppe der Radiko-Sozialisten abgelöst: da war viel zu machen und wenig zu fürchten.

Dem zweiten Nikolai ist Oesterreich, das ihm erlaubte, die galizische Grenze während der Kriegsbedrängniß von Truppen zu entblößen, nicht zu Dank verpflichtet wie einst dem ersten (den es dann in schwarzenbergischer Münze bezahlte). Darf also skrupellos thun, was sein Lebensinteresse fordert. Rußland glaubt sich mit Oesterreich über die makedonische Justizreform einig, ahnt nicht, daß Aehrenthal entschlossen ist, diesen (den Türken unbequemen) Plan um den Preis der Sandschakbahnkonzession aufzugeben, und kanns zunächst kaum fassen, als in der Botschafterkonferenz Marschall und Pallavicini den auf dem Boden des mürzsteger Programmes erwachsenen Entwurf türkischem Anspruch opfern. Erste Enttäuschung. Die durch ein Mißverständniß bewirkt sein mag; sein muß. Am Vorabend einer muslimischen Revolution darf ein moralisch verantwortlicher Minister sich den Luxus der Empfindlichkeit nicht gestatten. Iswolskij schreibt also an Aehrenthal. Wir müssen zusammengehen und uns für alle Fälle schon jetzt über das zur Kooperation taugliche Gelände einigen. Rußland kann durch die Ereignisse genöthigt werden, Stambul und Galata zu besetzen, um sich Forts gegen den rebellirenden Islam zu schaffen. Was würden Sie dann thun, lieber Kollege? Schwer vorauszusagen; Oesterreich müßte zunächst wohl seine Kriegsflagge im Bosporus zeigen; vielleicht auch, au delà de Mitrovitza, nach Saloniki marschiren. Nichts einzuwenden, lieber Kollege. (Die Veröffentlichung dieser Briefe, die sein offizielles Eifern für die Unantastbarkeit der Türkei recht seltsam beleuchten, wäre Herrn Iswolskij so unangenehm gewesen, daß er vorzog, am fünfundzwanzigsten Dezembertag in der Duma zuzugeben, daß Rußland nach den Abmachungen von Reichstadt, Berlin und Budapest nicht das Recht habe, der österreichischen Annexion der Balkanprovinzen zu widersprechen.) Nach dem Briefwechsel die persönliche Aussprache. Herr Iswolskij kommt auf einer Ferienreise als Gast des Botschafters Grafen Berchtold nach Buchlau und trifft dort den Freiherrn von Aehrenthal. Die Türkensache hat eine andere Wendung genommen, als wir in der Zeit unserer Korrespondenz vermuthen mußten; wir können jetzt Beide nur nach guten Beziehungen zu den neuen Machthabern streben. Versteht sich. Auch wir Oesterreicher denken nicht an eine Gebietserweiterung auf Kosten der Türkei; sind sogar bereit, ihr den Sandschak zu räumen. Da wir aber nicht dulden können, daß in den seit dreißig Jahren von uns okkupirten Provinzen Wahlen fürs türkische Parlament angeordnet werden, und da in Bosnien die Serbenwühlerei nachgerade unerträglich wird, läßt die Einverleibung Bosniens und der Herzegowina sich wahrscheinlich nicht mehr lange vermeiden. Diese formale Aenderung des Besitzverhältnisses ist für Ruß-

land ja belanglos; auch in unseren Geheimverträgen, wie Sie wissen, vorgesehen und von uns seit der Reichstadter Konvention vom fünfzehnten Januar 1877 mit der Neutralität im Türkenkrieg anständig bezahlt. Trotzdem, lieber Baron, würde in diesem kritischen Augenblick, der den Südslaven neue Gefahr zeigt, die Annexion in Rußland Aergerniß geben; und ohne einen Europäischen Kongreß ginge es wohl kaum. Nicht meine Ansicht, sagt Aehrenthal; Rußland hat vor dreißig Jahren zugestimmt, mit der Türkei werden wir uns verständigen und die Anderen haben nicht dreinzureden; doch würde ich einen Kongreß, der die Einverleibung nur registrirt und unser Besitzrecht nicht erst erörtert, ohne Zaudern beschicken. Die Stirn des Russen ist noch umwölkt. Würde Oesterreich uns dann Schwierigkeiten machen, wenn wir die Oeffnung der Meerengen forderten? Nicht die geringsten. Na, einstweilen sind wir ja noch nicht so weit; ich bin auf Urlaub, als Gast unseres lieben Grafen ein Privatmann ohne Vollmacht, werde nach meiner Rückkehr in die Heimath dem Zaren über unser Gespräch berichten und bitte nur, den Entschluß zur Annexion, wenn er Ihnen unaufschiebbar scheint, mir früher als allen Anderen mitzutheilen. Gern. Als Iswolskij ein paar Tage danach in Paris ankommt, hat Graf Khevenhüller dem Präsidenten der Französischen Republik die Thatsache der Annexion schon angezeigt. (Vielleicht hat Aehrenthal gefürchtet, ein sentimentalisch beschwörender Brief Nikolais könne seinen alten Herrn zu neuem Zögern stimmen; vielleicht sich auch einfach gesagt, daß ein der Höflichkeit des Tischgenossen abgezwungenes Wort das Handeln des für ein Reichsschicksal verantwortlichen Staatsmannes nicht binde.) Zweite Enttäuschung. Wüthend brüllt Iswolskij auf; rast durch Europa, um einen zur Demüthigung Oesterreichs bereiten Kongreß zusammenzubringen; wird in Berlin abgewiesen, in Paris (von Clemenceau) gefoppt und muß knirschend schließlich Alles zurücknehmen, was er über Vertragsbruch und Verletzung heiliger Rechte in die Welt geschrien hat. Kein Kongreß; keine Züchtigung Oesterreichs; nicht einmal eine Kriegserklärung im belgrader Konak. Seitdem brütet das Stehaufmännchen Rache. In Racconigi hat es sie aus voller Schale geschlürft. Den Durst endlich gestillt. Was aber hat Rußland davon, daß sein Minister die Eitelkeit an süßem Trank weiden durfte? Der Mann der armen Alix mag sich freuen, wenn er der mit der Römerkrone geschmückten Tochter Nikitas von Montenegro gefällig sein kann. Darf die slavische Vormacht aber wünschen, daß Italien eine feste Balkanposition einnimmt? Oesterreich hat die Russen enttäuscht. England aber hat sie geprellt. Ihnen die Oeffnung der Meerengen verbürgt und den Garantieschein dann für vorläufig uneinlösbar erklärt. Dar-

über wird, weil man Britania jetzt nicht ärgern möchte, nur sub rosa geredet. Ueberlaut aber noch immer verkündet, daß mit Aehrenthal kein Bund zu flechten sei. „Das Christenrecht der Makedonen hat er um den Preis einer Bahnkonzession verschachert. Die Südslaven um ihre Zukunft betrogen. Die Osmanenrenaissance in den Wehen erschwert. Und dem redlichen Idealisten Iswolskij zweimal das Manneswort und die Treue gebrochen."

Der Heuchelgestus des Anklägers und die Hohlheit der Anklage darf nicht darüber täuschen, daß Aehrenthal wirklich Fehler gemacht hat. Vor und nach der Annexion. Er rechnete darauf, daß Deutschland den einzigen Verbündeten nicht im Stich lassen und so zum Uebergang ins feindliche Lager zwingen werde. Ob die Rechnung richtig gewesen wäre, wenn Holstein nicht mehr gelebt, seinen „lieben Bülow" nicht mit letzter Kraft zum Entschluß gespornt hätte? Einerlei: sie ist als rebus sic stantibus richtig erwiesen. Eben so die Voraussicht, daß Keiner glauben werde, Deutschland sei von der Annexion überrascht worden. (Noch heute wird ja in den meisten Staatskanzleien behauptet, Deutschland sei im Geheimniß gewesen. Die Behauptung ist falsch. Die Furcht vor einer Indiskretion rieth den Wienern von der Mittheilung ab. Und als Fürst Bülow in Norderney, wo er nur den nachher durch die Mappenverwechselung berühmt gewordenen, der Zunft aber längst als unzulänglich bekannten Herrn von Müller bei sich hatte, von dem österreichischen Plan erfuhr, meinte er, die Annexion werde in Europa auf kein ernstes Hinderniß stoßen.) Die Berliner, wirds heißen, wußten natürlich, welches Ding gedreht werden solle, gaben sich aber für unschuldige Kindlein aus; sind also fast noch schlimmer als ihre Kumpane. Dieses Geschrei wird Deutschland am Abschwenken hindern, selbst wenns dazu Neigung spürt. Alles klug berechnet. Doch an die Wirkung auf England hat Aehrenthal nicht früh genug gedacht; sie erst erkannt, als der Lärm anfing und Oesterreich im Orient boykottirt wurde. England? Das ist doch nicht turkophil; nährt die makedonischen Banden, zetert in öligem Quäkerton über atrocities und macht im Yemen und in Mesopotamien den Türken das Leben höllisch schwer. Warum sollte es sich plötzlich für die Souverainetät des Sultans erhitzen? Weil es die Mohammedaner in Indien gegen das an der Kette reißende Hindugewimmel braucht; weil es die Egypter jetzt nicht reizen darf; weil es den deutschen Einfluß in Südosteuropa versickern lassen will; und weil den Jungtürken nicht die Frage suggerirt werden soll, ob europäischer Verlust nicht am Ende durch die Rückeroberung Egyptens auszugleichen wäre. Deshalb die schroffe Abkehr von dem Versuch einer den makedonischen Christen freundlichen Politik; deshalb das ruhlose Trach-

ten, dem Onkel beim neuen Sultan die Vertrauensstellung zu schaffen, die der Neffe beim alten hatte, und die Bagdadbahn, die für den Tag der Türkensubhastation eingetragene Hypothek, durch einen von der kaspischen Kaukasusküste ausgehenden Eisenstrang zu entwerthen; deshalb der Zorn über den österreichischen Zwang zu sichtbarer Option zwischen Muselmanen und Christen. Deutschland ließ seine Bayonnettes blitzen, Frankreich wollte, Rußland konnte nicht gegen den Kolossus deutsch-österreichischer Wehrmacht ins Feld ziehen: und Eduard mußte, zum ersten Mal als König, Chamade schlagen. Hat aber mit dem zähen Eigensinn eines alten Spielers eine neue Chance gesucht; und sie gefunden. Die russo-italische Freundschaft ist sein Werk. Dagegen hatte Aehrenthal sich nicht assekurirt. Die zehn Monate leidlicher Balkanruhe mußte er nützen, um wenigstens einen der drei Feinde zu versöhnen. Einen Großfürsten oder Hofgünstling kaufen, Iswolskij unmöglich machen oder über dessen Kopf hinweg mit Nikolai oder Stolypin verhandeln und für die ungestörte Herrschaft über den Ostbalkan Bürgschaft anbieten. Durch Mensdorffs Verwandtenmund dem King künden, Franz Joseph sei jetzt zur Uebernahme der (in Ischl abgelehnten) Vermittlerrolle bereit; bereit, Wilhelm zur Mitarbeit an einer internationalen Vereinbarung über das Tonnenmaximum der Kriegsschiffe zu rathen und selbst bis 1911 keine Dreadnought zu bauen. Um solchen Preis wäre immerhin Einiges zu haben gewesen. Auch mit den Italienern war noch im Frühjahr zu reden; schon eine gute Universität auf austrischem Boden hätte dem Römerstolz geschmeichelt. Aehrenthal ließ die Dinge gehen. Und sieht sich nun von Feindschaft umringt. Sieht in der Heimath und im Nachbarreich mürrische Mienen. Viele Oesterreicher finden, das Bischen Annexion sei zu theuer erkauft. „Wir stehen mit Allen schlecht, müssen bis an die Zähne gerüstet sein, zweihundert Millionen für Dreadnoughts ausgeben und arbeiten, selbst wenns gut abläuft, im Orient schließlich nur für die Wirthschaft des Deutschen Reiches, als dessen einzige Bundesgenossen wir gehaßt, chicanirt und boykottirt werden. Ein theures Großmachtspiel; und ein Bündniß, das Opfer heischt wie keins je vor ihm!" In Deutschland seufzt Mancher: „Holstein und Kiderlen habens mit ihrem hitzigen Eifer den Oesterreichern allzu bequem gemacht. Die konnten ihre Bosniakensuppe allein auslöffeln. Unseren Kredit täglich von der Firma Habsburg-Lothringen in Zahlung gegeben zu sehen, ist nicht behaglich. Im Nothfall, wenn wir für Kopf und Kragen fechten müssen, ist auf Czechen, Magyaren, Serben, Istrier und ähnliche interessante Völkerschaften doch kein Verlaß; sie marschiren, unter der Fuchtel, vielleicht gegen Slaven und Romanen, sind

mit dem Herzen aber nicht bei der Sache. Und unsere Balkanstellung bliebe verschlechtert, selbst wenn Marschall, der allzu sehr nach dem alten Regime duftet, um dem neuen vertrauenswürdig zu scheinen, endlich aus Pera verschwände. Fast siehts ja aus, als sollte auch Iswolskijs Traum vom Balkanbund Wirklichkeit werden; Ferdinand botanisirt munter in Serbien und kann der eingesperrten Nation ein Gitter öffnen. Laßt Karl von Rumänien sterben und den Nachfolger, unter britischem Druck und weiblicher Bitte, den Geheimvertrag nicht erneuern: dann sind wir um alle Trümpfe. Bismarck hatte schon Recht, als er vor jeder Abhängigkeit in den Balkaninteressensphären warnte." In beiden Reichen ebbt der Strom, der im vorigen Herbst den Bündnißgedanken trug. Diese Möglichkeiten mußte Aehrenthal in seinen Kalkul einstellen. Hat er auf seinem Lorber geruht? Seine Vergangenheit bürgt dafür, daß die Leute schmählich irren, die zu uns sprechen: „Paßt auf! Er will den Preis der österreichischen Freundschaft in die Höhe treiben und läßt Euch, sobald von drüben genug geboten wird, sitzen. Seht Ihr denn nicht, wie intim er mit den Franzosen ist? Die sollen ihm bei dem feinen Handel Agentendienst leisten."

Nach lieber Gewohnheit fängt man in Deutschland wieder an, den neuen, in Desio beschlossenen, in Racconigi besiegelten Bund zu bespötteln. „Was wird denn herauskommen? Der Ertrag wird eben so unfindbar sein wie der aller bisher vor unserem Auge und hinter unserem Rücken ausgetauschten Bündnißverträge und Freundschaftbetheuerungen." Ist dieser Ertrag wirklich unfindbar? Alle wichtigen Entscheidungen der letzten Jahre sind, in Ostasien und am Persergolf, in Nordwestafrika und Südosteuropa, gegen unseren Willen oder mindestens ohne unsere Mitwirkung Ereigniß geworden. Alle Imponderabilien deutscher Macht sind verzettelt, verschwatzt, verzaubert. Unsere Verhandlungfähigkeit reicht nur just so weit noch wie die Treffkraft unserer Kanonen. Als der vierte Kanzler die Möglichkeit aufdämmern ließ, vier Millionen deutscher Soldaten könnten mobil gemacht werden, wich der Britenconcern für ein Weilchen zurück. Darin sah der politisirende Rechtsanwalt Bassermann einen Erfolg, „der an die glänzendsten Zeiten bismärckischer Staatskunst erinnert". Weniger Kurzsichtige stöhnten: So tief sind wir nun unter der alten Höhe, daß wir, um Winziges durchzusetzen, das Schwert lockern müssen! Rußland hat kein schlagfertiges Heer: und wird von aufdringlicher Liebe umbuhlt. Petersburg, Paris, Wien sogar darf der Betrachter eher zu den Centren internationaler Politik zählen als Berlin. Kein Ertrag? Millionen Britenhirne ersehnen den Tag, der Deutschlands Kolonien unter fremde Flagge bringt, Deutschlands Flotte als einen Trümmerhaufen in den Meeres-

grund scharrt. Wo wäre dann ein starker Freund, der uns beistünde, einer nur, der aufrichtig mit uns trauerte? Alle Nachbarn, Vettern und Stammverwandten würden vergnügt die Hände reiben. Alle. Das Häuflein österreichischer Deutschen, deren Seele in unserem Reich die zweite Heimath liebt, könnte seinen Schmerz nur in verhallende Worte lösen. Für diesen Tag aber (das blödeste Auge müßte es längst gemerkt haben) wird in Ost und West so betriebsam vorgearbeitet, für den Tag anglo-deutscher Auseinandersetzung so geschäftig in Nord und Süd. Und nur ein Tropf oder ein Trüger kann diese Vorarbeit ertraglos, unnützlich nennen. Großbritanien hat in der Abwehr deutscher Gefahr schon heute erreicht, was es ohne Blutverlust irgend erreichen konnte.

„Aber wir haben, Du langweiliger Querulant, ja den Dreibund; und Du hast eben erst wieder gelesen, daß die italienische Regirung gar nicht daran denkt, diesen Vertrag zu kündigen, dessen Werth kein anderes Bündniß ihr ersetzen könnte. Von Offiziellen und Offiziösen gehört, daß die neuen Abkommen Italien nicht im Geringsten hindern, ein zuverlässiges Mitglied des Dreibundes zu sein und zu bleiben. Was ist in Cowes, Cherbourg, Racconigi denn erstrebt worden? Die Erhaltung des Friedens; die Sicherung des status quo. Warum, Du närrischer Jeremias, soll mit solchen Tendenzen der ehrwürdige, der in drei Jahrzehnten bewährte Dreibund unvereinbar sein?" Darauf antworte ich: Diesen albernen, nichtsnutzigen, dem Reich gefährlichen Schwatz haben wir allzu lange schon gehört. Schluckt ihn, wie anderen Ekelquark, herunter und duldet nicht, daß Euch je wieder ein ähnlicher Brei aufgeschüsselt werde. Lüge ist die Behauptung, daß zur Erhaltung des Friedens, zur Sicherung des status quo neue Verträge, Pools, ententes nöthig seien. Lüge die Angabe, die Tittoni und Iswolskij seien friedlich vereint, um den Besitzrechten auf dem Balkan Dauer zu verbürgen. Lüge das Leierlied, das in hundert Strophen betheuert, die im letzten Lustrum übernommenen Pflichten hinderten nicht die treuliche Erfüllung der alten. Lüge, wissentliche, und kindischer Schwindel längst der ganze Dreibund. So derb und grob muß man zu Denen sprechen, die leise andeutender Rede ihr Ohr immer wieder verschließen.

„Die Haltbarkeit aller Verträge zwischen Großstaaten ist eine bedingte, sobald sie ‚in dem Kampf ums Dasein' auf die Probe gestellt wird. Keine große Nation wird zu bewegen sein, ihr Bestehen auf dem Altar der Vertragstreue zu opfern, wenn sie gezwungen ist, zwischen Beiden zu wählen. Das ultra posse nemo obligatur kann durch keine Vertragsklausel außer Kraft gesetzt werden; und eben so wenig läßt sich durch einen Vertrag das Maß von Ernst und Kraft sicherstellen, mit dem die Erfüllung geleistet werden wird,

sobald das eigene Interesse des Erfüllenden dem unterschriebenen Text und seiner früheren Auslegung nicht mehr zur Seite steht. Die internationale Politik ist ein flüssiges Element, das unter Umständen zeitweilig fest wird, aber bei Veränderungen der Atmosphäre in seinen ursprünglichen Aggregatzustand zurückfällt. Die clausula rebus sic stantibus wird bei Staatsverträgen, die Leistungen bedingen, stillschweigend angenommen. Der Dreibund ist eine strategische Stellung, welche angesichts der zur Zeit seines Abschlusses drohenden Gefahren rathsam und unter den obwaltenden Verhältnissen zu erreichen war. Er ist von Zeit zu Zeit verlängert worden und es mag gelingen, ihn weiter zu verlängern; aber ewige Dauer ist keinem Vertrag zwischen Großmächten gesichert und es wäre unweise, ihn als sichere Grundlage für alle Möglichkeiten betrachten zu wollen, durch die in Zukunft die Verhältnisse, Bedürfnisse und Stimmungen verändert werden könnten, unter denen er zu Stande kam. Er hat die Bedeutung einer strategischen Stellungnahme in der europäischen Politik nach Maßgabe ihrer Lage zur Zeit des Abschlusses; aber ein für jeden Wechsel haltbares, ewiges Fundament bildet er für alle Zukunft eben so wenig wie viele frühere Tripel- und Quadrupel-Alliancen der letzten Jahrhunderte und insbesondere die Heilige Alliance und der Deutsche Bund. Er dispensirt nicht von dem: Toujours en vedette!" Diese Sätze hat Bismarck nach der Entlassung geschrieben und in das Kapitel gefügt, in dem er seine Nachfolger und Landsleute warnt, „Gut und Blut zur Verwirklichung von nachbarlichen Wünschen herzuleihen und im Balkan österreichische Interessen zu vertreten." („Es ist es natürlich, daß die Bewohner des Donaubeckens Bedürfnisse und Pläne haben, die sich über die heutigen Grenzen der österreichisch-ungarischen Monarchie hinaus erstrecken; und die deutsche Reichsverfassung zeigt den Weg, auf dem Oesterreich eine Versöhnung der politischen und materiellen Interessen erreichen kann, die zwischen der Ostgrenze des rumänischen Volksstammes und der Bucht von Cattaro vorhanden sind.") Er hätte Oesterreich ersucht, den Balkankonflikt, den der Bündnißfall nicht decke, allein durchzufechten. Im vorigen Jahr blieb uns keine Wahl: schon wohlwollende Abstinenz hätte Oesterreich in den Concern der Gegner getrieben. Daß wir des letzten Freundes wegen uns Rußland und dem Islam verfeinden mußten, zeigt, wie arm wir durch die muthlos grimassirende Politik geworden waren. Und wer diese erzwungene Option als einen Triumph deutscher Staatskunst auposaunt, ist ohne echtes Gefühl für die Würde seines Volksthumes. Bismarck hielt 1892 das Bündnißinstrument für ziemlich verbraucht und rechnete mit Möglichkeiten, die nicht einmal im engen Bereich deutsch-österreichischer Solidarität lagen. Italien erwähnte er kaum. Er wußte, daß die Angliederung Italiens nur als

ein pfiffig ersonnenes Kunststück, nicht als eine fortzeugende Geniethat in der Geschichte leben werde. Das Bündniß mit Oesterreich ließ Deutschland ohne Deckung gegen einen französischen Krieg; und dem suggestiblen und nach jedem Lorberreis langenden Crispi war leicht einzureden, die Republik der Gambetta und Galliffet gefährde die italische Freiheit und die Souverainetät des Hauses Savoyen. (Gerade Crispis Abschwenkung zu Deutschland und den Usurpatoren von Triest und Trient hat dann die Franzosen, die darin Undank empfanden, gegen Italien gestimmt.) Von diesem Erfolg arminischer List sprach der Entlassene lächelnd, ohne ernsten Stolz, wie von einer Bülte, auf die der spürsinnige Entenjäger seinen Fuß gestellt hatte. Zu spät sah er ein, daß ihm Irrthum das Auge trübte, als er Italien zu den saturirten Staaten zählte. Gesättigt (schon Crispi hats leise angedeutet) wird sich das Königreich vielleicht fühlen, wenn es beide Küsten der Adria umfaßt und im Orient mitschmausen darf. Das ahnte Bismarck erst, als Rudini mit den Russen zu äugeln begann und Herr von Giers als postillon d'amour nach Monza ging. „Folge des capriviſchen Verzichtes auf die Rückversicherung. Die Russen sind unsicher geworden, suchen neue Geschäftsfreundschaft und meinen, mit Italien, das mit Oesterreich die alte Irredentarechnung auszugleichen hat, sei was zu machen. Aber Italien ist auf Englands Flottenschutz angewiesen und kann sich deshalb nicht sehr tief mit Rußland einlassen. Immerhin wirds Zeit, diese Seite unseres Festungdreiecks mit ziemlicher Vorsicht zu behandeln. Zehn Jahre lang hat die strategische Stellung abschreckend gewirkt. Und so lange wir den russischen Kaiser nicht direkt vor den Kopf stoßen, wird er den Franzosen nicht nach Straßburg helfen." Seitdem sind wieder drei Lustren hingegangen. Was Bismarck mit ruhiger Kraft verhindert hatte, ist Wirklichkeit geworden: nach der franko-russischen die franko-britische und die anglo-russische Verständigung. Würde er heute noch von italienischer Bundesgenossenschaft reden?

Das Bündniß sollte Italien vor französischer Ingerenz schützen und dem Deutschen Reich zur Waffenhilfe gegen französischen Angriff verpflichten. Heute ist Italien der Nachbarrepublik, an die sein Wirthschaftbedürfniß es weist, eng befreundet; und wenn unsere Westgrenze bedroht wäre, stieße aus dem Land Victor Emanuels kein Mann zu unserem Heer. Hört die Franzosen! „Die Trinksprüche von Racconigi sagen mit aller wünschenswerthen Deutlichkeit, daß Italien für keins der Projekte zu haben ist, die den Balkanbesitzstand ändern wollen, und daß Petersburg auf Rom für den Tag zählen kann, wo es nöthig sein wird, dem Ehrgeiz gewisser Leute Schranken zu ziehen. Rußland muß sich jetzt davor hüten, unter irgendeinem Vorwand sich in eins der heimlichen Handelsgeschäfte locken zu lassen, die ihm stets nur Schaden gebracht haben. Da

es uns verbündet, den Briten befreundet und fortan der Kooperation Italiens sicher ist, braucht es sich nicht wieder von trügerischer Hoffnung in kompromittirenden Verkehr mit Mächten verleiten zu lassen, die gewöhnt sind, die von ihm aus dem Feuer geholten Kastanien aufzuessen." (Journal des Débats.) „Wenn Italiens Ziel auf dem Balkan das selbe wie Rußlands ist, muß man sich wirklich fragen, wie diese Identität mit den Machenschaften des Dreibundes zu vereinbaren ist. In Berlin und Wien kann man sich weder über den vom Zaren gewählten Reiseweg noch über den Ton der Tischreden freuen. Offenbar war auch nicht beabsichtigt, dort Freude zu bereiten. Aber schlechte Ehen halten ja manchmal lange; und zu dieser Sorte gehört der Dreibund." (Le Temps). Italiens Protektor ist Deutschlands Feind: Großbritanien. Italiens einziger Feind ist ihm und Deutschland verbündet: Oesterreich-Ungarn. Was ist von solchem Bündniß noch zu erwarten? Daß die Italiener, die sich selbst nachsagen, daß sie oft Dummheiten reden, doch nie Dummheiten machen, das Band nicht lösen, ist begreiflich. Schon Nigra rief, Italien könne mit Oesterreich nur im Bündniß oder im Krieg leben. In Tirol steht Austria gewaffnet auf der Hochwacht; seine Offiziere ersehnen die Gelegenheit, die auf manchem Feld Besiegten noch einmal zu schlagen: und am Ende ists besser, mit Conrad von Hötzendorff einstweilen noch nicht die Klinge zu kreuzen. Für Italien hat der Dreibundvertrag den Werth einer Wartehalle, in der es die dem Kriegewagniß günstigste Stunde ungefährdet erlauern kann. Das Ansehen des Deutschen Reiches bürgt den Savoyern gegen österreichischen Angriff. Und den Habsburg-Lothringern gegen italienischen. (Bis auf Weiteres, muß der Vorsichtige hinzusetzen.) Welchen Vortheil aber bringt uns dieser Bund? Wo auch nur noch den winzigsten? In allen Krisen der letzten Jahre stand Italien bei unseren Gegnern.

Dürfen wir die römischen Herren darum schelten? Nein. Sie handeln, wie sie müssen; zu müssen wähnen. Und können sich, wenn sie ablehnen, allzu viel auf dem Altar der Vertragstreue zu opfern, auf Bismarck selbst berufen. Sie möchten ihren unter österreichischer Herrschaft lebenden Landsleuten eine hellere Zukunft erwirken, die Adria in ein Italermeer wandeln und von Albanien aus sich die großen Straßen des Orienthandels öffnen. Das ist nur zu erreichen, wenn der schwarzgelbe Wall überklettert ist. Wir können nichts für sie thun; sie auch nicht mehr mit der Drohung schrecken, Oesterreich werde uns bei Abwehr und Angriff an seiner Seite finden. Wir können nichts bieten; also auch nichts verlangen. Sie wären Dummköpfe, wenn sie Britaniens, Frankreichs, Rußlands Freundschaft verschmähten, um in Berlin zu beweisen, daß sie bis zum letzten Wank im Kleinsten noch Treue halten. Seit sie mit Frankreich in Eintracht leben, gehts ihnen gut und sie haben den größten Theil

ihrer einst ins Ausland abgegebenen Staatsrente zurückgekauft. Kein triftiger Grund also zum Tadel. Nicht einmal der Unaufrichtigkeit dürfen wir die Männer der Consulta beschuldigen. Sie sind höflich, wie alle Romanen, und haben uns oft mit künstlich hergestellten Blumen in reicherer Fülle noch als Andere bedacht. Längst aber ihres Herzens Wollen nicht mehr geborgen. Visconti-Venosta war in Algesiras der Organisator unserer Niederlage. Im Balkanstreit stand Italien gegen die Verbündeten. Als der fünfte Kanzler (den überschwänglichen Brief, den er Herrn Tittoni geschrieben haben soll, mag ich seiner Intelligenz und seinem Charakter nicht zutrauen) sich dem König vorstellen will, heißts: Bitte, nach dem Zaren! Als Nikolai endlich dort ist, regnet es in allen Gassen Hohn und Schimpf auf den Dreibund. Als er fort ist, wird ein von Barrère herangelotstes Franzosengeschwader bejubelt. Inzwischen mit Peters und Nikitas Serben Gruß und Glückwunsch getauscht. Ist das Alles noch nicht deutlich, nicht aufrichtig genug? Die römischen Herren fühlten sich wohl in ihrem Gewissen verpflichtet, jede Zweideutigkeit zu meiden. Wer sie noch nicht verstehen will, gleicht dem Wicht, der, da ihn der Speichel des Verächters genäßt hat, blinzelnd aufschaut und wimmert: „Es scheint ja zu regnen."

Was soll nun geschehen? Was geschehen muß. Wenn das starke Deutsche Reich, das der Menschheit Genesung verhieß, nicht zum Kinderspott werden will.

Herr von Bethmann-Hollweg kann den in Rom (leider) angesagten Besuch nicht wieder absagen, ohne den Verdacht zu wecken, sein Kaiser habe sich an den Tagen von Racconigi geärgert. Das darf nicht sein. Wir sind nicht ärgerlich. Ganz ruhig und artig. Und ruhig und artig muß der Kanzler zu dem Herrn der Consulta sprechen. „Italien hat die selben Interessen und Ziele wie Britanien, Frankreich, Rußland. Diese Interessen und Ziele sind, zu unserem aufrichtigen Bedauern, nicht überall und immer mit unseren identisch. Italien wünscht für sich und seine Konsorten auf dem Balkan Raum und wünscht heißer noch die Minderung österreichischer Macht. Dazu können wir nicht beitragen. Sind weder in der Lage, Ihnen Wesentliches geben, noch, von Ihnen Beträchtliches erlangen zu können. Das Bündniß, das in der Zeit Robilants und Crispis einer Intessengemeinschaft zu entsprechen schien, ist kernlos geworden. Ihnen wie uns eine Fessel. Ihnen nöthigt es manchmal wenigstens noch rednerische Rücksicht auf, die dann das Mißtrauen Ihrer neuen Geschäftstheilhaber weckt. Uns bringt es in eine unbequeme Lage, die das deutsche Volk mit seiner Würde nicht mehr recht vereinbar findet. Vielleicht wäre es beiden Parteien nützlicher gewesen, wenn man bei uns die Konzessionen, die Sie erbaten, nicht bewilligt hätte. Glissons... Jedenfalls wäre an irgendeine Aenderung des Vertragstextes, auch die winzigste, fortan nicht mehr zu denken. Aber

empfiehlt es sich nicht überhaupt, den Vertrag ablaufen zu lassen und schon jetzt gemeinsam zu erklären, daß die Regierungen beider Länder auf das alte Instrument, das in dreißigjährigem Dienst abgenutzt worden ist, keinen Werth mehr legen? Aus dem verständlichsten Grunde: weil es für das Bedürfniß unserer Tage nicht mehr taugt. Sie könnten fragen, ob mans nicht trotzdem im Kasten behalten solle; auch eines obsoleten Vertrages Fortdauer stifte doch keinen Schaden. Nehmen Sie den Widerspruch eines dem internationalen Geschäft noch fast Fremden nicht für dilettantische Anmaßung! Meine Landsleute und ihr gekrönter Vertrauensmann haben ihren Kopf für sich. Sie nehmen alle Dinge, die das Leben der Nation streifen, pedantisch ernst und können sich nicht entschließen, in Verträgen, für die im Nothfall Mark und Blut, Gut und Ehre des Volkes zu haften hat, Guirlanden zu sehen, die man, auch wenn sie verblüht und vergilbt sind, noch eine Weile hängen läßt, weil das dürre Blattwerk immer noch besser aussieht als die kahle Mauer. Au demeurant les meilleurs fils du monde. Doch in diesem Punkt verstehen sie keinen Spaß. Meinen, daß offiziell Verbündete nicht gegen einander kämpfen noch heimlich wühlen und zetteln dürfen. Und fühlen sich in ihrer Selbstachtung herabgesetzt, wenn man ihnen die Gier zutraut, mit einem Bündniß zu paradiren, dessen Unwerth doch jeder Sachverständige kennt. ‚Seht Ihr: neben mir steht auch Einer!‘ So mag der Schwache sprechen; und sich stellen, als sei er des Nebenmannes für jede Fährniß sicher. Das Deutsche Reich ist nicht schwach. Ist stark genug, um bei jedem Wetter und, wenns nicht anders geht, ganz allein gegen die mächtigste Koalition kämpfen zu können. Und braucht deshalb nicht papierne Herrlichkeit vorzutäuschen. Italien hofft, in einer anderen Gruppe seinen Vortheil besser zu wahren. Solcher Hoffnung den Weg auch nur eine Stunde zu sperren, wäre ein Staatsverbrechen. Ein neuer Kahn lockt Sie zu neuen Ufern. Glückliche Fahrt! Ich sehe keinen Anlaß zur Trübung unserer diplomatischen Freundschaft. Höchste Zeit aber scheints mir zur Lösung eines Bundes, der die Enkel der Römer und die Menschen vom Stamm Luthers, Goethes, Bismarcks als unwahrhaftige Schwächlinge kompromittirt. Wenn Sie, wie ich hoffe, meiner Ansicht sind, wollen wir eine nette Note für Stefani und Wolff redigiren."

. . . Wollen wir warten, bis Italien den Vertrag zerreißt und die Fetzen über den Brenner wirft? Müssen wir, weils dem bösen Nachbar so paßt, den Fluch der Lächerlichkeit in seiner ganzen Wucht auf uns laden? Wir müssen nicht: wenn die Volkheit noch die Kraft hat, ihren Dienern den nationalen Willen aufzuzwingen. Fordert neue Schmach einen neuen Treubund? Noth wird ihn noch einmal gebären. Vor dem Sumpf, in den die Reichswürde zu sinken droht, kann nur eine entschlossene Schaar tapferer Patrioten sie bewahren.

Künstler und Fabrikant.*)

Ich erhoffe als Künstler eine Architektur und ein Kunstgewerbe, das jede Anlehnung, jede Benutzung alter Formen ablehnt und einen neuen, selbständigen Ausdruck unseres Lebensgefühls und unserer Zeit schafft. Meine Auffassung ist also der des Stilkünstlers diametral entgegengesetzt. Aber doch nur künstlerisch entgegengesetzt. Und ich vermag beim besten Willen nicht einzusehen, warum ein solcher Gegensatz, der von je her in dieser oder jener Form bestanden hat, zu erbitterten persönlichen Kämpfen führen soll; um so weniger, als in allen Fragen, die überhaupt einer allgemeinen Regelung zugänglich sind, von ernsthaften Meinungverschiedenheiten gar nicht die Rede sein kann. Wohin die Kunst geht, weiß Niemand. Das wird das Ergebniß von unser Aller Arbeit sein, je nach dem Kraft- und Wirkungverhältniß der einzelnen Leistungen, und Jeder mag für seine Ideen und seine Richtung so viel Propaganda machen, wie er kann. Resolutionen aber und Kunstpolitik sind in solchen Dingen lächerlich und ein Eingreifen des Staates möglichst wenig zu wünschen; er hat in Kunstdingen selten eine glückliche Hand gezeigt. Ueber die gewerblich-wirthschaftlichen und die Erziehungfragen aber läßt sich wohl reden; und dann zeigt sich bald, daß es hier keine grundsätzlichen Meinungverschiedenheiten giebt.

Daß der Lernende wie der Schaffende das Studium der Alten nicht entbehren kann, unterliegt keinem Zweifel. Es wäre Wahnsinn, an den Thaten der Vergangenheit vorüber laufen zu wollen, ihre Erfahrungen sich nicht nutzbar zu machen. Wir können Das auch gar nicht. Man kann sich nicht künstlich naiv stellen, kann nicht vergessen, was man an tausendfachen Eindrücken und Anschauungen schon empfangen hat. Zumal heute nicht, wo Photographien und das bequeme Reisen einen früher unbekannten Ueberblick gewähren. Freilich kann man sehr verschieden darüber denken, wie das so Gelernte zu verwerthen, ja, schon, in welchem Sinn es zu lernen und aufzufassen sei. Und da scheint mir Vertiefung und Verfeinerung dringend nöthig. Es genügt nicht, bequeme Rezepte für die eigene Arbeit zu erlangen. Nur darauf kann es ankommen, die Wirkungweise alter Kunstwerke zu begreifen. Und dieser Versuch muß damit enden, daß man nicht die Formensprache, die Ausdrucksmittel (wie bisher fast ausschließlich), sondern vor allen Dingen die Art der Wirkung, die Proportionirung, die Abwägung und das Verhältniß der Massen zu einander studirt. Da sind die Wege, auf denen Messel den Eklektizismus zu einem neuen Leben geführt hat, und da ist auch der Weg, auf dem der moderne Architekt für seine neuen Formen die Einsicht und das Gefühl für die Grundbedingungen gewinnen kann, die in allen Zeiten Geltung fordern dürfen.

*) Nach einem Vortrag, der in der Vereinigung Deutscher Möbelindustrieller gehalten wurde.

Was für den Künstler unentbehrlich, ist es für den Zeichner (und nur für diesen Beruf kann es Schulen geben) erst recht. Er muß sicher und gefällig zeichnen können und so biegsam sein, daß er sich den verschiedenen Anforderungen des Publikums und der Mode anzupassen vermag. Dazu bedarf es einer gründlichen Schulung nach allen Richtungen. Und mir will scheinen, als ob die moderne Formensprache noch zu arm und zu wenig geklärt sei, um eine solche Schulung zu geben. Die Leistungen der Kunstgewerbeschulen wecken ernste Bedenken. Da wird „modern" gearbeitet, wie man früher „Stil" arbeitete; aber eine merkbare Vertiefung und Verfeinerung des Studiums ist nicht zu spüren. Das Niveau ist ziemlich das selbe geblieben; nur scheint mir, daß die alte Stilzeichnerei immerhin lehrreicher war. Auch auf die Schulwerkstätten blicke ich nicht ohne Bedenken; nicht, weil sie dem eingesessenen Handwerker ernsthafte Konkurrenz machen könnten, sondern, weil sie allzu leicht zu spielerischen Arbeiten verführen. Wirklich Brauchbares kann nur in der Praxis gelernt werden, schon weil dort Nothwendigkeit und Verantwortlichkeit regiren. Daß der Entwerfende auch seinen Entwurf ausführe, mag dem Laien die alleinseligmachende Lösung scheinen. In Wirklichkeit aber werden sich Zeichner und Ausführender immer trennen, weil eines Menschen Kraft nicht reicht, Beides zu gleicher Zeit vollkommen zu leisten. In Schulwerkstätten lernt der Schüler weder sein Handwerk noch gründlich zeichnen und modelliren: das Einzige, was wirklich in die Schule gehört, da es in der Praxis kaum gründlich gelernt werden kann. Allerdings sollte man sich prinzipiell auf kunstgewerbliches Zeichnen beschränken und nicht durch oberflächliches Aktzeichnen und Oelmalen den Drang nach „Höherem" wecken. Zu entbehren sind die alten Stilarten in der Schule jedenfalls nicht.

Anders liegt die Frage in der Praxis, im Gewerbe. Ich hoffe und glaube, daß eine Zeit kommen wird, wo wir eine stetig sich entwickelnde selbständige Formbildung haben werden; aber wir sind noch weit von diesem Ziel. Wohin der Weg führt, weiß Niemand genau. Jedes Wollen ist an sich berechtigt; entscheidend ist hier, wie überall, der Enderfolg. Jeder sucht dem Anderen so weit wie möglich voranzukommen. Ob er Stilkunst treibt oder Anderes, ist gleichgiltig. Der Stärkere, Wirksamere, Glücklichere wird siegen. Und sicher wird manches Gute dabei zu Grunde gehen. Dagegen hilft kein Zetern und Jammern, keine Kunstpolitik und keine Staatshilfe. Die rettet kein Genie, sondern im besten Fall eine Mittelmäßigkeit aus dem Getriebe des Lebens.

Das wäre nun die einfachste Sache von der Welt, wenn nicht, nach wunderlichen ästhetischen Mißverständnissen, in diesen rein künstlerischen Kampf ethische Momente hineingetragen worden wären und dadurch eine bedrohliche Verwirrung angestiftet würde. Eine thörichte populäre Aesthetik hat das Schöne der Zweckmäßigkeit, der Wahrhaftigkeit im Material, der Aufrichtigkeit in der

Konstruktion gleichgesetzt. Diese Theorie ist eben so einleuchtend wie unfähig, das eigentliche Phänomen des Schönen zu erklären. Solches Spiel mit Theorien wäre ein harmloses Vergnügen, wenn man nicht daraus folgerte, daß die moderne Kunst, die angeblich sich auf diese Prinzipien aufbaut, ihrem Wesen nach wahrhaftig, echt, ethisch werthvoll sei, während es die Stilkunst als Nachahmende nicht sei. Und da hört die Gemüthlichkeit auf. Ich kann Einen für einen mittelmäßigen Künstler halten und ihn persönlich achten; ihm die Wahrhaftigkeit, den Anstand absprechen: Das ist eine Beleidigung und obendrein eine Dummheit. Mit einer unbegreiflichen Naivetät ist vom Fabrikanten gefordert worden, er möge den Anstand seines Privatlebens auf seine Produktion übertragen, während ihm zugleich vorgeworfen wurde, daß er nur seine Geschäftsinteressen vertrete und für die idealen Forderungen der Künstler nichts übrig habe. Das ist nicht wahr: die Fabrikanten haben den Künstlern in erheblichem Umfang geholfen und die meisten Kunstausstellungen sind mit materieller Hilfe der Fabrikanten zu Stande gekommen. Fabrikanten und Kaufleute haben erhebliche Summen für die neuen Bestrebungen hingegeben; leider hatten diese Versuche nur selten ein lohnendes Ergebniß und wurden deshalb nicht erneut. Das moderne Kunstgewerbe hatte eben beim Publikum keinen dauernden Erfolg. Es wäre thöricht, sich dieser Thatsache zu verschließen. Man hatte ungeheuerlich viel darüber geschrieben und der Bewegung einen Widerhall gegeben, der in gar keinem Verhältniß zu dem wirklich Geleisteten stand. Der Rückschlag konnte nicht ausbleiben. Und er war von den wohlthätigsten Folgen. Dilettanten hatten die Bewegung begonnen: sie mußten erst Berufsleute werden, ehe aus Ideen und Absichten Thaten werden konnten. Die Mitläufer aber geriethen bald offen oder heimlich wieder in das alte Fahrwasser des Eklektizismus, der heute überall herrscht. Ich wenigstens vermag keinen erheblichen Unterschied darin zu erkennen, ob man italienische Renaissance, englische Landhäuser oder thüringischen Biedermeierstil nachmacht. Unter vier Augen giebt Das wohl Jeder zu; doch man meint, aus taktischen Gründen müsse geschwiegen werden. Für solche Klugheit bin ich nicht reif; mir scheint es lächerlich und zwecklos, zu leugnen, was jeder vernünftige Mensch mit Händen greifen kann.

Der Mangel an Erfolg, nicht der Widerstand der Fabrikanten hat den gehofften und verkündeten Siegeslauf der Moderne aufgehalten. Für die künstlerische Entwickelung ist Das kein Schade; solche Hemmung bringt Vertiefung. Nur Kurzsicht und Unkenntniß kann jammern: Das Ideal muß verkümmern, weil die Fabrikanten nur Geschäftsinteressen gelten lassen. Solche Gegensetzung ist barer Unsinn. Ideale haben nur dann Werth, wenn sie im Leben, in der Nothwendigkeit durchgesetzt werden, und es ist ein billiges Vergnügen, vom sicheren Schreibtisch aus Ideale auszudenken und ihre Verwirklichung Anderen zuzumuthen, die ihre Haut dafür zu Markt tragen sollen. Ein Fabrikant, der

Hunderttausende im Betrieb stecken hat, der für Hunderte von Arbeitern Lohn und Beschäftigung schaffen soll, hat in erster Linie die Pflicht, dem Staat, seiner Familie und sich selbst gegenüber, das Kapital zu wahren, den Betrieb im Gang zu erhalten. In dieser Aufgabe liegt das Ideal seines Berufes; ein Ideal, so stark und bedeutsam wie jedes andere. Der Fabrikant kann nicht produziren, wie er will, sondern nur so, wie Mode und Publikum es verlangen und wie seine Einsicht, sein Können und sein Geschmack es vermag; aber es ist unsinnig, von ihm einen anderen Geschmack zu verlangen als den in ihm lebenden. Man kann nur Dinge durchsetzen, an die man glaubt. Auch der Kaufmann kann nicht anders. Unsere gelehrten Schulen verbreiten noch immer, wenn auch unabsichtlich, die Vorstellung, das Geldverdienen schände. Handel und Fabrikation scheinen vom Standpunkt höherer Berufe nothwendige Uebel. Und in diese leise Verachtung mischt sich die aus Unkenntniß geborene Anschauung, daß in einem großen Unternehmen es auf Geld gar nicht ankomme und daß dort immer unbegrenzte Summen für Experimente zur Verfügung stehen. Ist denn in einem Millionenunternehmen nicht auch das Risiko ungeheuer groß? In einem Riesenbetrieb, hat einmal Rathenau gesagt, kann die Rentabilität davon abhängen, ob die Kippkarren ganz entleert werden oder ob jedesmal Etwas darin bleibt. Der große Betrieb ist keineswegs allmächtig, denn er ist von einer großen Zahl von Konsumenten abhängig und darum nicht beweglich. Wohl kann er auf den Verbrauch Einfluß üben, aber nur in engen Grenzen und langsam. Seine Einwirkung kann im besten Fall eine geschmackliche, nie eine künstlerische sein. Die Entfaltung und Organisation unserer großen Betriebe erfüllt den Betrachtenden immer von Neuem mit Staunen und Achtung; aber nur Kurzsicht und Unkenntniß kann von ihnen Neuerungen und Umwälzungen auf künstlerischem Gebiet erwarten.

Die können nur von Einzelnen ausgehen, vom Künstler, der, leichter beweglich, nicht angewiesen auf eine große und ungreifbare Menge von Verbrauchern, ohne Rücksicht auf ein zu verzinsendes Kapital, auf Versorgung vieler Angestellten mit Arbeit, neue Ideen im Kleinen in die Wirklichkeit übertragen kann. Der Fabrikant muß sich der Entwickelung des Massengeschmackes anpassen und kann von ihm nur behutsam abweichen; auch nur, wenn er ihn zu gewinnen, sich anzupassen hoffen darf. Er kann die Tausende, die bei ihm kaufen, nicht menschlich beeinflussen. Der Künstler aber kommt mit seinem Auftraggeber in direkte Berührung; er kann überreden, sich durch seine Persönlichkeit das Vertrauen und die Freiheit schaffen, die er braucht, um nie gesehene Formen und Anordnungen zu geben. Und von den glücklichen und erfolgreichen Einzelausführungen werden immer die Impulse ausgehen, die die gesammte Entwickelung auch der Massenwaare vorwärts schieben. Der Fabrikant wird das im Erfolg Bewährte übernehmen, für die Massenfabrikation ummodeln

oder, wenn er klug ist, direkt vom Künstler für die Fabriktechnik umarbeiten lassen. Das ist der natürliche Gang der Dinge, an dem alle wohlmeinenden Reformen nichts ändern können. Aber es ist wichtig, dieses Verhältniß klar zu erkennen, damit nicht Einer vom Anderen Unsinniges verlange und thörichte Mißverständnisse und Erbitterung ein friedliches Zusammenarbeiten stören. Der Künstler braucht den Fabrikanten schon zur Ausführung seiner Ideen; und es wird kaum vorkommen, daß ein Fabrikant die Ausführung eines Auftrages verweigert, weil ihm die künstlerische Richtung nicht paßt. Der Fabrikant aber braucht den Künstler als Anreger, als den Bringer neuer Gedanken, den ihm sein Hauszeichner trotz aller Erfahrung und Gewandtheit nicht ersetzen kann. Schließlich haben Künstler und Fabrikanten das selbe Interesse an der lebendigen Entwickelung des Kunstgewerbes. Zwischen Künstlern und Fabrikanten kann es keine unvereinbaren Interessen geben Und wenn ein Künstler Fabrikant wird, so ist er eben Konkurrent wie jeder andere auch (nur vielleicht ein weniger gefährlicher, weil er als Fabrikant meist Dilettant bleiben wird). Nirgends ist da Grund zum Hader, so lange nicht Einer vom Anderen verlangt, was dieser Andere seiner Stellung nach nicht leisten kann. Der Künstler darf vom Fabrikanten nicht Aufträge erwarten, so lange er sich nicht das Publikum erobert hat. Der Widerstand des Fabrikanten verkörpert ja nur den Widerstand des Publikums. Von hier aus wird die Animosität gegen den Fabrikanten psychologisch begreiflich. Der Fabrikant darf aber auch nicht vom Künstler „verwendbare", „gängige" Muster erwarten, wie von seinem Zeichner, sondern muß versuchen, den Künstler über den wirthschaftlichen und fabriktechnischen Zwang aufzuklären. Nur in gemeinsamer Arbeit kann Brauchbares entstehen; und ich habe den Eindruck, daß schon heute Besseres geschaffen werden könnte, wenn Fabrikant und Künstler einander besser kennen lernten, wenn der Eine die realen, der Andere die künstlerischen Nothwendigkeiten klarer sähe.

Charlottenburg. August Endell.

Es giebt vortreffliche Menschen, die nichts aus dem Stegreif, nichts obenhin zu thun vermögen, sondern deren Natur es verlangt, ihre jedesmaligen Gegenstände mit Ruhe tief zu durchdringen. Solche Talente machen uns oft ungeduldig, indem man selten von ihnen erlangt, was man augenblicklich wünscht. Aber auf diesem Wege wird das Höchste geleistet. Die Manier will immer fertig sein und hat keinen Genuß an der Arbeit. Das echte, wahrhaft große Talent aber findet sein höchstes Glück in der Ausführung. Geringeren Talenten genügt nicht die Kunst als solche; sie haben während der Ausführung nur immer den Gewinn vor Augen, den sie durch ein fertiges Werk zu erreichen hoffen. Bei so weltlichen Zwecken und Richtungen aber kann nichts Großes zu Stande kommen. (Goethe.)

Excelsior.*)

Ich sehe Dich in wildem Eisgebirg
. . . .
. . . .
Wie unter Dir der trügerische Firn
Einbricht und Du hinabsinkst, ein lebendig
Begrabener, in die schauerliche Gruft.

Schiller.

Gottesfriede nach Herzenskampf und Berglerschwank! Auf den weiten Eisfeldern der Ortlergruppe wehte barsche Luft, die alles Gejammer um ein weiches Weibsbild wesenlos aus dem Herzen trieb. Und mit Rechten; denn der Wind schnaubte über die Grate, daß die großen Höhen rauchten vom Schneestaub, die Gipfel in Dampfwolken standen gleich feuerspeienden Bergen. Aber täglich hielt das Wetter; und das Barometer im Suldenhotel und das in Trafoi, drüben jenseits des Königs der Ostalpen, hatte gut fallen: der Himmel lachte des dummen Wetterfrosches, der Sturm mit seinem gewaltigen Athem jagte die drohenden Wolken vorüber. Hoch in den Lüften nur tobte die Schlacht; droben rangen Riesen und Asen wie in grauer, deutscher Vorzeit. Aber Thor warf nicht den Hammer Mjölnir, kein Blitz fuhr zwischen den streitenden Wolken, kein Donner klang. Nachtschwarze Schatten, Wunschmaiden jagten hin. Kein Tropfen fiel zur Erde. Alles starrte gebannt empor, Lodenleute wie falsche Engländer mit „Bitté“ oder „Jotte doch“. Die Führer saßen bei Eller auf der Bank, in sonnverbrannten Händen die Pfeife, wartend, ob Keiner käme, sie zu erlösen zu Gewinn bringender Tour.

Doch Niemand dachte daran. Die Touristen irrten umher in Sankt Gertraud, kauften Ansichtpostkarten, Bergstöcke und allerhand unnützen Tand, ließen sich Stadtschuhe nageln oder blieben auf dem Friedhof am Grabe Eines stehen, der irgendwo einen langen Fall gethan, dort, wo jetzt der Schnee in weißen Fahnen von den Gipfeln geblasen ward.

Die Wege lagen verlassen, tot die wenigen Höfe durch das Thal verstreut, denn die Männer, Führer insgemein, warteten auf Verdienst, die Weiber waren hinab gen Gomagoi auf die Aecker: im rauhen Inner-Sulden gedieh nichts als

*) „Wir suchen in jenen großen Höhen, indem wir Gefahr überwinden, Bethätigung der ersten Mannestugend: des Muthes; indem wir schwer emporklimmen zu sauer erworbenem Gipfel: Stählung unseres Körpers; indem wir uns in die grenzenlose Einsamkeit begeben, dort oben: Sammlung für unsere Seele. Wir führen angesichts der erschütternden Größe der Natur menschliche Ueberhebung Schwäche und Dünkel auf das rechte Maß zurück. Wir wissen auf unserem schweren Wege, daß wir, Leidenschaften der Tiefe, Nichtigkeiten der Thäler hinter uns lassend, dem Himmel näher kommen, und dort oben, an den Enden der Schöpfung allein, fühlen wir uns Gott nah!“ Mit diesen Sätzen schließt Freiherr Georg von Ompteda, der Verfasser des „Silvester von Geyer“, seinen neuen Roman „Excelsior“ (einen Bergsteigerroman werden Rubriklüsterne das ernste, kräftige Buch nennen), der in den nächsten Wochen bei Egon Fleischel & Co. erscheint und aus dem hier ein für den Ton des Ganzen charakterisches Kapitel veröffentlicht wird.

Gras. Die vintschger Knechte aber, zum Ersatz um billigeres Tagegeld aufgenommen, lauerten zur Mahd auf Regen; dann glitt die Sense schneidiger durch das nasse Gras. Viel gabs ehedem nicht, denn manche schöne Wiese, die noch der Vater selig bestellt, lag unter Muhren begraben. In wilden Strömen hatten sie die Thalwände durchrissen, die blühenden, reicheren Sonnenhänge nicht minder als die arme rauhe Schattenseite unter den Hochgipfeln. Die standen von jagenden Wolken überschossen in steinerner Ruhe. Der Ortler, Nährvater Suldens, breit gelagert, scheinbar nur die Fortsetzung des langen Rückens, der vom trafoier Thal emporzieht. Scharfe Bergleraugen sahen droben über der Tabarettawand die Payerhütte. Zum Gipfel strich zur Linken lang der hintere Grat und zwischen ihm und dem Plateau, die breite Wandfläche theilend, der Marltgrat, in der Verkürzung unnahbar, wie es schien. Ernst Sturm und Thomas Holzer hatten lange um ihn gekämpft, denn das letzte Firnstück, zum obersten Ortlerferner leitend, nahm ihnen Stunden harter Stufen.

Die Beiden standen marschbereit auf der Terrasse vorm Suldenhotel und blickten mit dem Zeißglas nach der gewaltigen Königsspitze, die, ein Gebilde aus anderer Welt, wächtengekrönt, blendend weiß über den Mugel des Kuhberges ragte. Dort die Nordostwand, scheinbar eine senkrechte Schneemauer, waren sie hinauf vor wenigen Tagen erst, in endloser Eisarbeit. Sie meinten, mit dem guten Glase die Stufen noch zu erblicken; doch Sonnengluth, Schmelzwasser, vielleicht eine Eislawine mochte sie verwischt haben. Darüber redeten sie. Fanden aber Zuhörer die Menge, denn Alles, was breiter saß und langes Haar trug, freute sich der jungen Führerlosen, wenn sie abends im Smoking kamen, fein und zart der Eine, riesengroß der Andere, Beide mit röthlich dunklem Gesicht über dem hohen weißen Kragen. „Feine Hunde markiren“: nannte es Ernst; und sie schlichen hin, die Gecken nachäffend, krumm den Buckel, müder Haltung, die Hände in den Hosentaschen, als hätten sie nie auf blankem Eis geschlafen wie am Pallon della mare vor acht Tagen, da sie vom Cevedale bis zum Piz Tresero alle Gipfel überschritten und beim Rückweg sternenlose Nacht, tosender Orkan zur Beiwacht sie gezwungen.

Nun wollten Alle Auskunft haben, wie es wohl aussehe dort oben. Ernst und Thomas standen dicht umdrängt. Ob der Thurwieser wirklich schwerer sei als der Cevedale? Warum der Marltgrad böser wohl als des lieben Ortlers „Kuhweg“? Wie waren sie da erfreut, als Ernst bescheiden meinte, Verkennung sei es, den hamburger Weg so zu nennen.

„Ist nicht Peter Dangl, der beste Mann in Sulden, einst auf dem Kuhweg schwer verunglückt? Die Leute, die am Strick hinter dem Führer gehen wie ein Ochse zu Markt und dann verächtlich den gewöhnlichen Anstieg Kuhweg nennen, möchte ich mal bei Schneesturm auf dem Ortlergipfel allein lassen. Ob sie wohl herunterkämen?“

That Das nicht wohl all den Bescheidenen, die den Ortler einmal (nie wieder) ihrem faulen Leichnam abgerungen als ewigen Stolz des Lebens? Gar viele graue, blaue, braune, schwarze Augen schwammen dankbar. Ernst sah es nicht. Thomas fing die Blicke und sonnte sich darin ein Wenig, unschuldig, wie etwa eine Frau, wenn Einer sagt, sie sei schön, nicht zürnt, und wäre es auch der Stromer von der Straße.

Den Herren rang es das Herz ab, auch ihr Lichtlein leuchten zu lassen; sie

pfauten sich und bliesen ihre Touren auf zu gefährlichem Ereigniß. Thomas redete fröhlich darein. Ernst trat abseits, wo ein paar dunkelhaarige, untersetzte Führer am Geländer lehnten, und fragte Johann Pinggera nach dem Wetter. Der Alte, der vor grauen Jahren einst mit Julius von Payer, Mappirungmann und Kaiserjägerlieutenant, dann Nordpolfahrer und Entdecker von Franz-Josefsland, den berühmten Sturz gethan vom Wächtengrat des Piz Treserokammes an tausend Fuß tief auf den Fornogletscher, der, als er sich aus weichem Schnee der Randkluft tabaklos ans Licht emporgearbeitet, nur gebarmt: „Teifl, mei Pfeifen!", besagter Johann Pinggera rauchte unverdrossen aus seinem neuen Pozellankopf und brummte: „G'sund ischt das Wetter nit."

Ernst mochte es nicht hören. Die Zeit zu nützen, waren sie hier. Ein Gewitter: gut; in einer Stunde konnte es vorüber sein. So war er heute blind und eigensinnig. Dem Führerlosen, meinte er auch wohl, gab der Führer keine rechte Antwort.

Dort sprach der Freund mit modischen Damen. Ernst dachte an die Seidenfeine. Eine stille Abkehr wehrte sich in ihm gegen Alles, das gebremst war und behangen. Er rief: „Thomas, wir gehen!"

Der junge Maler riß sich schwer nur los. Wohlsein und schöne Augen winkten, dann Unterhaltung in der Halle und ein weiches Bett. Zögernd griff er den Rucksack auf, langsam nahm er den Pickel. Die braune Lockenfluth quoll frei hervor, als er den Hut zog vor den Damen. Sie blickten ihm erstaunt nach. Heute ging kein Führer! Nicht eine Partie! Ernst legte seine schwere Hand zärtlich leicht ihm auf die Schulter: „Magst Du nicht?"

Thomas biß die Lippen auf einander: „Warum nicht?"

„Wegen des Wetters."

„Komm!" war nur die Antwort. Dann schritten sie mächtig aus, unterm Arm den Pickel wie ein Gewehr zur Jagd. Und wirklich: kaum war Büchsenlicht, so schwer lastete der Wolkendeckel überm Thal. Als sie, dem Weg zur Schaubachhütte folgend, das letzte Almgatter zufallen ließen, richtete sich vom Geröll eine große Gestalt auf, die Wangen tief gebräunt. Darüber leuchtete die weiße Stirn, als er den fremdartig breitkrempigen Filzhut abhob. Mit hartem schweizer Kehllaut und einem Zungenton fast wie ein Brite fragte er: „Sie gähn hina fort, Herr?"

„Das Wetter wird schon halten; meinen Sie nicht?"

Alexander Andenmatten aus Randa, der mit seinem Herrn nach Tirol gekommen war, stand ganz auf, ein Schlagetot: „I Wallis weiß i's, heind's scho g'wußt, als i no a chleine Buob g'si. Jn der Frembu versteh i's nit. I jedem Thalu ischt's anndersch!"

Thomas fragte: „Sie gehen nicht?"

Der schweizer Führer schüttelte den Kopf: „Mein Herr gäh't nit. Corbinian Reinstadler aus Sulden, der zweite Führer, het g'seit, hina goi's Neuschnee. Wohin gähn Sie denn, Herr?"

„Bäckmannhütte, Hochjoch, Ortler."

„Allen Segu Gottes, Herr."

An grauen Moränenlagern stiegen sie einen Schuttwall hinan und immer gewaltiger sahen sie über dem Suldenferner durch das Dämmern der Königsspitze

Nordostwand matt eisig schimmern. Drunten plätscherte nur leise der Bach, dem am sonnenarmen Tage die schmelzende Nahrung gefehlt. Bald kam die Hütte. Um das weltverlorene Schutzhaus war es so dunkel jetzt, daß sie in der kleinen Küche gleich die Lampe anzündeten. Thomas richtete im Schlafraum nebenan die Lager. Ernst hatte das Feuer entfacht. Sie saßen am Tisch, bliesen den glühenden Erbswurstbrei und löffelten langsam. Dann nahm Ernst die Beschreibung des Anstieges aus der Tasche, legte den Kompaß auf die Karte und las. Bald ging Thomas schlafen. Ernst aber trat, wie jeden Hüttenabend, noch einmal vor die Thür.

Vom Himmel fiel kein Licht, kein Schein kam von der Erde. In aller Weite traf kein Ton das Ohr, die Geräusche alpiner Nächte waren verstummt: kein Eissturz, kein Steinfall, nicht einmal das Murmeln der Gletscherwasser in den Tiefen. Die Luft, die sonst in leisem Sausen zur Thalsenkung hinab die Haut streichelt in großen Höhen, blieb unbewegt. So still war es, wie auf dieser ganzen Erde es nirgends sein kann als dort oben. Und alles Reinigende gewollter Einsamkeit durchzog Ernsts Seele. Er vergaß den Freund, er vergaß Mama, in ihm war die Natur allein: in dieser Gott. Gott, den er gesucht so lange er denken konnte, den er gefunden im erschütternden Schweigen seiner Berge. Eine Hochstimmung schwebte in Ernsts Seele, daß er hätte niederknien mögen, die Hände vor das Antlitz schlagen und sprechen, tief in sich hinein: „Gott, ich danke Dir, daß ich bin und athmen darf und sehen und Dieses fühlen und denken!"

Da trugen durch die tiefe Finsterniß Lichtwellen ein Blinken in sein Auge. Ein Lichtlein grüßte durch die Nacht von irgendwo. Er wandte sich. Erst als er sich leise neben dem Freunde niedergestreckt, fiel ihm ein, woher der Feuergruß über die Gletscher gekommen: von der Schaubachhütte . . . Aber schon erloschen seine Sinne.

Die Weckertaschenuhr pochte in seiner Weste wie ein wild erregtes Herz. Er fuhr empor:

„Aufstehen! Thomas, aufstehen!"

Alle Einsamkeitgedanken weltflüchtiger Stimmung waren dahin. Ernst stieß den Fensterladen auf: sternenlose Nacht. Nun angezogen. Feuer. Thee und Brot. Rucksack gepackt. Decken zusammengelegt. Hütte gefegt. Feuer gelöscht. Die Arme gestreckt und dreimal tief gegähnt. Kinnbackenkrampf, daß Thomas, angesteckt, den Mund aufriß, die Augen schloß: „Ah—ah—ah—ach! Das thut gut!"

Die Laterne brannte. Die Thür fiel zu. Der Schlüssel kreischte. Los!

Um die Hütte ging es stumm auf Steinplatten und Geschiebe. Ernst hob die Nase und windete wie ein Hund. Die Luft war warm; zu warm. Die Laterne schwankte am Boden in halbrundem Schein. Thomas schloß dicht auf. So kamen sie zur Moräne, dann aufs Eis. Halt. Seil angelegt. Es hätte dämmern müssen, blieb aber stockpechrabenfinstere Nacht. Ernst sah auf den Kompaß, dann den Kerzenschein mit dem Rock abblendend, lugte er rechts zum hinteren Grat. Schwarze Schatten. Wolken? Nein, wohl Felsen. Nun gerade aus: graues Spaltengewirr. Doch ein Felsblock? Nein: Eis. Ein Sérac. Und hier gähnte einer Spalte offenes Maul. Ernst wandte sich zum Freunde: „Wir müssen warten, bis es heller wird. Der Suldenferner ist furchtbar zerklüftet. Weißt Du noch, wie wir ihn neulich von der Königsspitze sahen? Wie eine gesprungene Zuckergußtorte. Wir verlieren nur unnütze Zeit, wenn wir herumirren."

Und sie standen schweigend dicht am Rande der Spalte. Morgens fiel oft Stunden lang kein Wort, als sei der Menschenlaut Entweihung der Erhabenheit großer Natur. Sie legten Steigeisen an und Seil. Ernst löschte die Laterne. Es wollte nicht Tag werden; aber ihre Augen, vom Licht nicht mehr geblendet, begannen allmählich, zu unterscheiden: Felstrümmer ruhten auf dem Eise. Dort setzten sie sich. Thomas gähnte: „Wir sind zu früh aufgebrochen.“

Der Maler stützte die Stirn in die Hand und schloß die Augen. Ernst sagte vor sich hin: „Es ist Vier!“

Wie er hinausblickte auf das graue Einerlei in dem schreckhaft toternsten Schweigen, klang ihm Fausts Gang zu den Müttern im Ohr und er sprach halblaut die Verse:

„Nichts wirst Du sehn in ewig leerer Ferne,
Den Schritt nicht hören, den Du thust.“

und blieb thatenlos erstarrt. Plötzlich riß er sich heraus: „Vorwärts, Thomas!“

Jetzt lag deutlich das Eisfeld des Suldenferners da mit seiner klaffenden Reihe Querspalten, dem Geäder kleiner Längsrisse, den Eisthürmen, drohend geneigt, als müßten sie von Augenblick zu Augenblick aus der Gleichwage fallen. Die beiden Steiger wanden sich durch das Labyrinth, das kristallreiner wurde, je tiefer sie hineinstrebten in das Innere des Gletscherstromes. Was von den Wänden an Steinen niederstürzt, die der Gletscher auf seinem breiten Rücken zu Thale trug, schwand hinter ihnen. Der Pickel klang und klirrte, wenn der Marsch auf schmalen, blanken Eiswänden ging, von schimmernden Klüften umgeben. Bald steuerten sie gerade los gegen ihr Ziel, den Firnhang, der vom Hochjoch niederzog, bald wieder irrten sie längs des Zebru und des Hochjochgrates, bis eine freundliche Brücke ihnen geschlagen war, das nächste Eismassiv zu erreichen. Ernsts Pickel tastete, bohrte, prüfte, ob sie wohl trüge, und mehr denn einmal brach sie krachend nieder, das grausig kalte Grab aufreißend, das der Beiden gewartet. Dann irrten sie am Spaltenrande lange hin. Ein weiter Tritt von einem Ufer zum anderen half, während Thomas sich verankernd das Eisbeil eintrieb, das Seil darum legte, auf einen Sturz in jedem Augenblick gefaßt.

Ernst stürzte nicht: sein Auge errechnete die Weite so sicher, wie der Fuß sie traf. Die Eisen bohrten sich klirrend in hartes Eis, und wenn sie ratschend abglitten, griff der Pickel mit spitzem Fuß, mit breiter Hand in den Firn. Dann folgte Thomas Und immer wiederholte sich das Spiel. Nun war es halber Tag; doch der Wolkendeckel lag wie gestern fest geschlossen über Berg und Thal.

Schon waren die beiden Einsamen der Hochjochwand ganz nah, da blieb Ernst stehen: „Dort gehts hinauf. Willst Du eine Studie vom Gletscher machen? Wir können ruh'g eine halbe Stunde warten. Heute wird der Schnee so bald nicht weich.“

Thomas' Malerauge sah begehrlich die grünlichen Wunder der Eiswände, die blau dämmernden Tiefen des ausgeaperten Ferners, fahl im noch immer ungewissen Licht. Doch plötzlich deutete er gen Himmel. Wie auf der Bühne senkten sich langsam Schleier von den ringsum starrenden Wänden. In Sturmeseile kamen, den Suldenferner herauf, Wolkenballen gerollt gleich dem Rauch feuernder Geschütze. Sie huschten um ragende Eistrümmer, im Sprunge näher, immer näher, wie Schützenlinien gegen den Feind. In Augenblicken waren die Bergsteiger vom Dampf

erreicht, umhüllt, standen in finsterer Nacht. Erloschen das Spaltenblau schimmernder Schlünde, des Eises grün gleißende Pracht. Das Weiß des Firns sogar war aufgeschluckt vom Grau. Da — dumpfes Rollen lanzhin: das erste Brüllen der Kanonen. Die Schlacht begann. Immer dichter wälzten die Kolonnen sich heran unter klingendem Spiel mit grellem Blitz, mit krachendem Einschlag. Die Feuerschlünde sprühten zwischen feindlichen Wolkenmassen. So grell war der Schein, daß die erschreckten Augen nichts sahen als eine einzige Gluth und darin schwarze Schattenbalken. Der Donner rollte hin in aller Majestät. Da prasselten auch des Fußvolkes Geschosse aus rabenschwarzer, tief ziehender feindlicher Wolkenlinie: dicke Schloßen peitschten den Ferner und sprangen federnd zurück Und als das Dröhnen der Geschütze verdoppelt widerklang von Wand zu Wand, fuhr der Sturm auf eisigem Brodem zu Berg. Er trieb den Hagel ins Gesicht. Er lüftete der beiden Steiger Rückfäcke.' Er einte sich mit dem Krachen des Donners zu furchtbarer himmlischer Musik. Nun fing ein Pfeifen an und Dröhnen, ein Rasseln und ein Heulen, ein Trommeln auf Eis und Firn, auf menschlicher Kreatur. Gewaltiger, furchtbarer mehr und mehr, erhob der Wuthathem großer Höhen seine Stimme. All die Berge rund im Kreis, die weiße Wand der Königsspitze, der eisige Zebru, der hohle Ortler, alle gaben Antwort. Es war, als ob der Gletscher unten widerschleudere, was ihm die schloßenträchtige Wolkenschicht entgegenspie. Da, in den Donner der Kanonen, in das Rasseln der Gewehre, in den peitschenden Aufschlag der Geschosse mischte sich mit einem Mal der Ton, der auch des besten Steigers Athem bindet, der sein Herz stillstehen läßt, der Ton, von Keinem je vergessen, dem er in steiler, schmaler Rinne entgegenschmettert: das Brüllen der Lawine.

Ernst Sturm, den Rücken krumm vor peitschenden Graupeln, sah steil auf. Wo kam Das her? Von der Signalkuppe herab? Die Harpprechtrinne spülend oder jene, die Minnigerode einst bezwungen? Schoß es vom Hochjoch die Firnwand nieder, vor der sie standen? Blitzschnell fuhr er herum zu seinem Freund: zwei große, starre Augenpaare blickten in einander.

Da, ein Brausen gleich Meeresbrandung, die Luft schien zusammengepreßt und, jäh entladen, ein Stoß, mit einem Knall, als ob eine Mine spränge, hob der Winddruck Ernst hoch wie einen Federball, riß ihm die Füße fort und trug ihn durch die Luft. Er wußte es im Sturz: vor ihnen war eine Lawine niedergebrochen, sie traf der Luftdruck.

Der Boden schwand. Er dachte: nur den Pickel nicht verlieren, nicht auf dem Rücken landen, nicht den Kopf nach unten. Er sah sich über einer Spalte, die weit den Rachen aufriß.

— —

Mitten hing er in der Spalte, die Steigeisen in die eine Wand gebohrt, Arme und Rücken an die andere gepreßt. Glatte Mauern Eises sah er schimmern; sie wanden sich, daß man den Grund nicht ahnte.

Alles geschah, ward gesehen und gedacht in einer Sekunde. Und nun, wie er noch schwebte mit aller Kraft sich gegenstemmend, stob ein Schütten über ihn von Schnee. Ein Eisstück traf ihn scharf am Knöchel. Dann war Alles still. Nur Flocken tanzten in der Luft.

Ernst rief keuchend: „Thomas!"

Keine Antwort. „Thomas!"

Der wirbelnde Schnee setzte sich leise. Tief unten kam er erst zur Ruhe. Doch Ernst fühlte: lange hielt er sich in der Schwebe nicht. Und unter ihm gähnte der Schlund. Die rechte Hand war frei. Krampfhaft umgriff sie den Pickel. So schlug er eine Stufe mit letzter Kraft. Fast riß es ihn aus der Stellung, aber es gelang. Er überlegte, wie sich wenden; sich abstoßend mit den Schultern, sich aufrichtend, mußte er drüben in die Stufe treten. Doch wie er tastete, fühlte er zugleich: das rechte Steigeisen glitt ab am Bauch der glatten Eiswand, die sich nach unten weitete. Er biß die Zähne auf einander. Gut, so fiel er eben! Steuern wollte er schon und bremsen. Wie er, auf den Sturz gefaßt, sich emporriß, mit dem rechten Fuß das kleine Loch zu treffen, mit dem linken überzuspreizen zur Eiswand, an der seine Schultern geruht, verfing sich ein Zacken des Eisens an der anderen Seite: er stand. Stand mitten in der Eiskluft, die Beine weit gegrätscht, und vor unerhörter Anstrengung zitterten seine Knie.

Im drängenden Gefühl des Glückes, dem Leben wieder geschenkt zu sein, strömte ihm das Blut zum Herzen. Dann war sein erster Gedanke seine Mutter. Doch ihr liebes Bild entglitt ihm angesichts der Pflicht. Das Seil hing tot hinab in den gähnenden Schlund: wo war Thomas? Abermals rief er mit aller Lungenkraft. Keine Antwort. Vorsichtig zog er sich zurück, zum Himmel emporzublicken. Er sah nur Eis. Eine Decke, gothisch fast gewölbt. Zapfen hingen nieder in farbig klarer Pracht. Sie leuchteten von einem Licht, das durch die Decke seines Kerkers schimmerte. Mit dem Pickel suchte er hinanzutasten; er erreichte nicht einmal der Eistropfen wild schimmernde Herrlichkeit. Er begriff nicht. Wie war er herabgekommen? Durch die verschneite Decke, vielleicht nur eine breite Brücke, mußte er gebrochen sein. Sie hatte sich dann hinter ihm geschlossen. Und unwillkürlich, als er an den Aufschlag dachte, betastete er sich. Alles heil. Da, nur am Kopf schmerzte Etwas im blonden dichten Haar. Wie er die Hand herunter nahm, sah er einen rothen Strich am Finger und er sagte sich in lautem Selbstgespräch: „Mit dem Schädel aufgeschlagen!“

Nun kam ihm erst der Gedanke, nach der Uhr zu sehen. Was? Schon Acht? So lange ohne Bewußtsein? Wieder strömte das Blut ihm stärker durch die Adern. Aber seine Knie zitterten. So konnte er nicht länger stehen. Schnell griff er in die Tasche, wo er die Pickelschlinge trug, schlang sie um seine treue Wehr, fuhr mit der Hand hindurch und dann begann er vorsichtig, das Seil zu raffen. Vor dem Sturz hing es ihm in Schlingen um die Schulter. Jetzt tauchte es bis auf den Boden der Spalte hinab; denn wie er es einzog, fühlte er: das Mittelstück war naß. Als ob die Sinne erst allmählich wiederkehrten, vernahm er nun im selben Augenblick (war er denn taub gewesen?) in der Tiefe das Rauschen der Wasser unter den Eismassen Schien denn die Sonne, daß sie schmolzen? Ja, sie schien, schoß hinter ihm, zum Reichen nah, in hellem Strahlenbündel in seine Gruft. Er grüßte sie wie einen Freund. Als habe sie ihm neue Kraft gegeben, straffte er die Knie und die überanstrengten Muskeln zitterten nicht mehr.

Nun sah er neue Dinge. Hatte denn der Augennerv versagt? Unter ihm ging an der Eiswand eine frische Stufentreppe hinab. Da dämmerte es in seinem Hirn: unten war er ja gewesen, auf dem Grund der Spalte! Lächerlich: jetzt wußte er genau, wie er, halb im Wasser hockend, in grünlicher Eiswanne zum ersten Mal, erwacht. Wars kurz her? War es lange? Hatte er es nur ganz vergessen? Da,

die Stufen, hatte er sich emporgeschlagen voll Hoffnung; und dann? Dann mußte er abermals gefallen sein. Er untersuchte die Eiswand über ihm; dort hingen noch die Reste des Eisbalkons, den er schon einmal erreicht, in halber Tiefe des Schlundes. Abgebrochen waren sie. Nun kehrte ihm die ganze Erinnerung wieder: aus eisigem Grabe war er fast gerettet, da das schwache Eisgebälk geborsten, zum zweiten Mal hinabgestürzt. Wie er sich festgeklemmt, er konnte es nicht sagen.

Nun sah er den Weg empor. Er raffte das Seil. Als es gespannt, schlang er sich den Strick dreifach um den Arm, hing sich hinein, daß die Eisen leise sich lüfteten: es hielt. Ernst rief von Neuem: „Thomas! Thomas!“ Keine Antwort.

Doch immer der Nothwendigkeit dienend, bannte er Alles aus seiner Seele, das nicht dem Zweck des Augenblickes nöthig war. Nur Eins lebte noch in ihm: Kampf gegen das Schicksal, das ihn in diese Eisgruft geworfen. Seine Füße, bis zum Krampf gespannt, standen eisern in den winzigen Stufen. Noch einmal prüfte er die Haltbarkeit des Seiles, dann griff er fest darum, zog sich ein Stück hinan und ließ sich an der glatten Eiswand pendeln bis zu einem befirnten Band. Verspreizend schlug er die Steigeisen ein; sie griffen. Er stand, stand schwer athmend. Eine Minute blieb er, die Stirn gegen das glatte, kalte Eis gelehnt, und wartete, bis nach übermenschlicher Anstrengung sein Herz ruhig wieder schlüge. Er schauerte zusammen. Erst jetzt spürte er die eisige Kälte hier. Das weckte in ihm die Sehnsucht zum Licht. Vorsichtig tastete er sich auf der Eisleiste hin, bis er unter der Stelle stand, wo die Sonne ihre lieben Strahlen in die Tiefe sandte. Sie streiften zärtlich sein Gesicht und er schloß die Augen gleich Einem, dem eine weiche Mutterhand sanft über das Haar gleitet. Dann raffte er sich auf, rammte den Pickel ein und stemmte sich an. Alle Kräfte seines gewaltigen Körpers spannend, hielt er sich am Seil, griff hinauf: und heller wurde es um ihn. Warme Sonne schien ihm auf den Kopf, Schultern und Rücken. Er war oben. Mit einem Ruck schwang er sich auf den Rand. Dort blieb er keuchend sitzen, die Hände vor den geblendeten Augen. Seligkeit kam über ihn, unbändige, nie gekannte, ein herzbrechend zitterndes Glück, ein Jubel ohne Maßen: die Sonne leuchtete ihm doch wieder! Die Sonne, die in dumpfe Herzen einen Zauber wirft vom Himmel, die den Aermsten glücklich macht, den Niedrigsten und Elendesten nicht anders als den Hohen und Reichen. Sonne, die Wärme zeugt und durch die Wärme Leben. Er war am Leben, war wieder in den Gefilden der Menschen. Und die feierliche Stille des verlassenen Gletschers in seinem gleichmäßig weißen Winterkleid schien ihm wie das bunte Dasein selbst. Die Hände nahm er vom Gesicht, fügte sie in einander und ohne Worte sammelten sich die Gedanken zu einem Aufschwung empor, höher noch denn seine geliebten Berge.

Dann riß er sich aus allem Glück der Wiedergeburt und rief über den gleißenden Gletscher: „Thomas! Thomas!“

Todtenstille. Der Himmel stand in stählerner Bläue. Hoch droben liefen die feingezackten Linien der gewundenen Ortlergrate. Da ging es zum Hochjoch hinan, dicht vor Ernst. Wo war die Lawine herabgekommen? Nichts zu erblicken; nur die Felsen schienen glatt gescheuert und die Firn gefegt. Aber doch: da just vor ihm blendete über verschütteten Spalten eine weiße Fläche und den Eisthürmen saßen Hauben auf von frischem Schnee. Die Graupeln lagen noch da in schattigen Mulden, wie Nester voll winziger Eier.

Dabei traf Ernsts Auge einen zweiten Pickel ihm zu Füßen, tief eingerammt. Das Seil war darum geschlungen. Nun verstand er: nur er war in die Spalte geworfen worden, Thomas nicht. Der hatte gerufen und keine Antwort aus dem Grab erhalten. Er mußte gezogen haben an Seil, denn tief eingeschnitten war es in den Firn des Spaltenrandes. Er hatte sich hingeworfen, hinabzuspähen: man sah seine Finger abgedrückt. Dann war er gewiß hinunter über den Ferner, ohne Pickel, ohne Seil, allein, Hilfe zu holen in Sulden.

Ernst riß das Eisbeil aus dem Firn; mit hastiger Hand barg er das Seil. Dann suchte er im Rucksack die Gletscherbrille. Aber deren Glimmerscheiben waren zu Staub zerdrückt. Er schnitt ein Loch in eine Visitenkarte, für Steinmänner bestimmt, die klemmte er in das halb unversehrte Gestell. Ein Auge ward blinzelnd geschlossen. Fort ging es in der ungeheuren Blendung den Spuren nach. Vorsichtig, doch der Suldenferner war beinah aper: er fürchtete nichts für seinen Freund. Der war gewiß schon längst in Sulden.

Ernst blickte nach der Uhr. Was? Zehn? So viele Stunden hatte die Arbeit in der Spalte doch gekostet? Er fühlte es in den Knochen. Mochte auch wohl vom Sturz sein! Wie er sich durch die Eistrümmer wand, klang es: „He! He! Hoho!" über den Ferner, dessen wildbewegte Wogen hier, zum sanften Rücken geglättet, kaum mehr Klüfte zeigten. Thomas' helle Stimme tönte: „Ernst!"

Der Maler konnte sich nicht fassen. Er betastete den Freund, er jubelte, er schrie. Gab Das ein Erzählen: wie die Lawine gekommen, der Wind, den sie, luftverdrängend, vor sich hertrieb. Wie er gegen einen Eisthurm geworfen wurde, dann einen furchtbaren Ruck am Seil verspürt, wie es darauf still gewesen, grauenvoll still. Er hatte gerufen. Keine Antwort. Er war dem Seil nachgegangen, das durch ein Loch in den Schlund hinabhing, und hatte wieder gerufen. Keine Antwort. Er hatte gezogen am Seil: es rührte sich nicht. Da hatte er es am Pickel fest gemacht, sich niedergelegt und hinabgeschrien wohl hundertmal: „Ernst, Ernst, Ernst!" Keine Antwort. Nun war er fortgestürmt nach Sulden. Und beinah wäre er, im Unwetter irrend, in einer Eiskluft verschwunden. Beinah!

Bei jedem Satz drückte er dem Freunde die Hand, strich herab an ihm, streichelte ihn, glückselig, ihn zurück zu haben. Rundum standen ein paar suldener Führer. Einige darunter, gewöhnliche Brotverdiener von des Ortler und Cevedale Gnaden, brummten, denn sie gifteten sich, daß sie nicht wenigstens lohnende Arbeit gefunden. Doch der alte Peter Dangl, der dem jungen Volk seines Thales einst durch manche Erstlingstour die Wege erst gewiesen, dessen Name in den schweizer Bergen den selben guten Klang besaß wie in Tirol daheim, strich sich den grau-blonden, dichten Bart: „Seid's Ihr a mal in oaner Spalt'n gelegn? Nein — also, i kenn die sakrischen Luder! Möcht mei Lebtag nit wieder da hinunter."

Und dem Dangl gab Ernst Geld für die Leute. Jedem reichte er die Hand. Nun bekam er sie gern.

Dann eilten sie nach Sulden hinab, ihrem Verdienst nach, den, ehrlich, schwer erworben meist, Ernst ihnen gönnte wie nur jemals Einem, den Arbeit gesegnet.

Georg Freiherr von Ompteda.

Provinzbanken.

Von den Provinzbanken war allerlei Interessantes zu hören. Die Magdeburger Privatbank steigt von 36 auf 50 Millionen, um sich den Dresdener Bankverein anzugliedern; der Chemnitzer Bankverein geht von 7½ auf 10 Millionen und erklärt den Beschluß mit der „fortschreitenden Entwickelung des Institutes, die es nothwendig macht, die eigenen Mittel der Bank den Bedürfnissen der Kundschaft anzupassen und sie in ein richtiges Verhältniß zu dem bei der Bank arbeitenden fremden Kapital zu bringen"; der Schlesische Bankverein in Breslau, der zum engeren Concern der Deutschen Bank gehört, erhöht sein Kapital (um 10) auf 40 Millionen; und die Rheinisch-Westfälische Diskontogesellschaft nähert sich (Vermehrung um 15 Millionen) der Hundertmillionengrenze. Das ist das wichtigste unter diesen Provinzereignissen. Der äußere Anlaß zu der Ausgabe neuer Aktien ist hier die Uebernahme der berliner Privatfirma Hardy & Co. Die Rheinisch-Westfälische Diskontogesellschaft ist die einzige große Provinzbank, die noch nicht Anlehnung an ein berliner Institut gesucht hat; auch nicht an unsere berliner Diskontogesellschaft, wie Mancher des gleichen Namens wegen vermuthet. Gegen solche Annahme hat die selbstbewußte aachener Verwaltung stets protestirt. In Karls des Großen Kaiserpfalz lebt ein stolzes Geschlecht, dem die modernste Kaiserstadt keinen Respekt einflößt. Die Rheinisch-Westfälische Diskontogesellschaft, die mit einem Netz von Filialen den ganzen Bezirk von Koblenz bis Düsseldorf und weiter bis Dortmund und Bielefeld umspannt, bedurfte bei ihrer bodenständigen Kundschaft keiner Ergänzung im Reich der Kapitale. Eine kommanditarische Betheiligung bei dem Bankhaus Delbrück, Leo & Co. genügte bis jetzt. Nun hat sie das Haus Hardy & Co., eine G. m. b. H. mit 15 Millionen Stammkapital, übernommen. Wird Berlin jetzt von der Provinz erobert? Das aachener Institut will sich in der Reichshauptstadt eine Filiale schaffen. Dazu fühlt es sich durch seine Vergangenheit und durch ein Betriebskapital von rund 113 Millionen (mit den Reserven nach vollzogener Kapitalsvermehrung) berechtigt. Wenn die Firma Hardy auch zunächst bestehen bleibt, so ist sie doch künftig nur noch ein berliner Vollwerk der aachener „Großbank", die an siebenter Stelle unter den Aktienbanken der Hauptstadt rangirt.

Diese Invasion giebt zu denken. Am Ende haben die berliner Großen die Machtgrenze erreicht und können nicht weiter. Der Tag mußte kommen, wo die Aufsaugung neuen Betriebskapitals nicht mehr durch die Kraftcentralen selbst, sondern mit Hilfe von Ueberlandcentralen vollzogen wird. Wie viele selbstständige Provinzbanken haben wir denn heute noch? Sie sind an den Fingern herzuzählen. Was an Kapital nach der Rheinisch-Westfälischen Diskontogesellschaft kommt, ist schon berlinisirt: Allgemeine Deutsche Kreditanstalt in Leipzig (Diskontogesellschaft); Rheinische Kreditbank in Mannheim (Deutsche Bank); Bergisch-Märkische Bank (Deutsche Bank); Essener Kreditanstalt (Deutsche Bank). Schließlich macht es keinen Unterschied, ob ein Unternehmen dem Concern einer Großbank angehört oder allein marschirt. Die pupillarische Sicherheit muß durch das eigene Wesen des Institutes verbürgt sein. Der Depositenkunde in der Provinz weiß doch nur selten über die Verwandtschaft seiner Bank Bescheid. Ihm genügt der lokale Ruf und die Höhe der zu erlangenden Zinsen. Zwischen der eingesessenen Bürgerschaft und der Mittelbank entsteht nach und nach ein patriarchalisches Verhältniß. Gewissenlose Bank-

direktoren (man denke an die Marienburger Privatbank und an die Leipziger Bank) verstehen diese Art von Beziehungen zu kapitalisiren und lassen dann eine ganze Armee Getäuschter zurück. Zum Glück vollzieht sich die Auslese der soliden Firmen unaufhaltsam. Was faul ist, fällt ab. Doch giebt es wohl noch genug Banken und Bänkchen, die den Keim des Bösen in sich tragen. Die Zahl der kleinen Aktienbanken (100 000 bis 1 Million Kapital) beträgt ungefähr 200; darunter ist manches Institut, dem ein vorsichtiger Hausvater sein Geld nicht anvertrauen würde.

Nicht überall wirkt die Bodenständigkeit konservirend. Ich erwähnte die Vereinigung des Dresdener Bankvereins mit der Magdeburger Privatbank. Daß der Bankverein je verschwinden könne, hat kein echter Dresdener geglaubt. Das Institut wurde vom Lokalpatriotismus getragen und hatte, als Wahrer guter Traditionen, trotz seiner Jugend ein ehrwürdiges Aussehen. Direktor Böttcher, der zuerst die Weimarische Bank geleitet hatte, galt für einen klugen und redlichen Finanzmann. Er und sein Bruder, der nun auch verstorbene Direktor des Hallischen Bankvereins von Kulisch, Kaempf & Co., hatten in der Provinz und im Königreich Sachsen den besten Ruf. Vielleicht hätten die beiden Böttcher dem Bankverein die Selbständigkeit zu erhalten gesucht. Nun ist er auf den Aussterbeetat gesetzt, um vom ersten Januar 1910 ab als „Mitteldeutsche Privatbank“, gemeinsam mit der dann auch verschwindenden Magdeburger Privatbank, sein Glück weiter zu versuchen. Die suggestive Wirkung eines eingebürgerten, dem Ohr bequemen Namens fehlt der neuen Firma. Man darf solche Aeußerlichkeiten nicht unterschätzen. Der Bankverein war etwas Anderes als eine „Mitteldeutsche Privatbank“, deren Firma zu Verwechselungen mit der Mitteldeutschen Kreditbank Anlaß geben wird. Vielleicht entsteht dadurch der Gedanke an eine Fusion der beiden Institute, die einander heute noch fern sind. Die Magdeburger Privatbank läßt an Temperament alle Konkurrentinnen hinter sich. Ihre Entwickelung zeigt den Drang nach Expansion besonders deutlich. Unheimlich schnell gings bis zur Sprosse von 50 Millionen in die Höhe; und der Ertrag blieb gut. Grund zur Klage boten die Dividenden noch nicht. Die lebenslustige Provinzbank war einst ein schwerblütiges Noteninstitut. Long, long ago. Die heute noch bestehenden Privatnotenbanken können aus der Entwickelung der Magdeburger Privatbank die Lehre ziehen, daß im Notenprivileg nicht alles Heil liegt.

Die Provinzbanken wollen sich vergrößern, um leichter mit den mächtigen Berlinern konkurriren zu können. Deren Filialen können der Kundschaft vortheilhaftere Bedingungen stellen als die Mittelbank oder der Bankier. Wo die Großbank ohne Provision arbeitet, also im Check- und Depositenverkehr, muß das weniger leistungsfähige Institut der Kundschaft besondere Vergütungen abnehmen. Sonst käme es nicht auf seine Kosten. Die Ausdehnung der Großbanken brachte dem Publikum den Vortheil, daß ihm manche Spesen erspart wurden, während die Institute selbst ihre Ausgabenkonten belasteten. Das Wachsthum der Unkosten ist ein Gegenstand ernster Sorge; und die außerhalb Berlins hausenden Aktienbanken sollten nicht vergessen, wie viel auf dem Weg zur Großbank auszugeben ist. Werden die Banken, die sehnsüchtig nach Berlin blicken, schließlich ein richtiges Verhältniß zu den Ausgabekonten finden? Bündnisse wie die zwischen dem Dresdener Bankverein und der Magdeburger Privatbank haben den Zweck, den Kontokorrentverkehr, durch Vereinigung zweier Kundenkreise, zu erweitern und auf der neuen Basis neue Verbindungen zu suchen. Die Koncentration bringt also keine Ersparnisse, sondern

fordert höhere Aufwendungen. Das Heer der Beamten wird nicht verkleinert; wohl aber wächst die Zahl der Filialen und Depositenkassen. Was sich Koncentration nennt, ist in Wirklichkeit eine Decentralisation. An die Stelle eines Namens tritt ein anderer, um eine Bewegung zu decken, die, bei nicht komplizirten Verhältnissen, auf manches Bedenken gestoßen wäre. Die Filiale oder Zweigniederlassung ist durch den Namen der Hauptbank gedeckt; deshalb läßt man die kleinen und Mittelbanken verschwinden und ersetzt sie durch Filialen. Die Bankenkoncentration soll im Grunde also den Kredit der Großbank in kleine Münze umwechseln. Die Oeffnung neuer Quellen zur Stillung des allgemeinen Geldbedarfes hat auf die Lage des Geldmarktes gewirkt wie ein Vakuumreiniger auf den Teppich. Die neuen Kassen saugten viel Geld auf und gaben nicht genug zurück; so entstand ein Mißverhältniß zwischen der Flüssigkeit der allgemeinen Betriebsmittel und der Gestaltung des Zinsfußes. Als der Bankdiskont 3½ Prozent betrug, war die Lage der Kreditsucher nicht besser, als sie heute, bei 5 Prozent, ist. Die Wirkungen des „billigen Geldes" waren nicht so fühlbar, wie man vorher vermuthen durfte. Einzelne Geldadern sind eben verkalkt und können auch durch niedrige Diskontsätze ihre frühere Geschmeidigkeit nicht zurückgewinnen. Daran sind die zahlreichen Filialen, Depositenkassen und Wechselstuben gewiß nicht ohne Schuld. Die Eile, mit der in Berlin neue Bankstellen aufgemacht werden, ist so auffällig, daß der Straßenwitz schon darüber spottet. Wenn früher, an sichtbarer Stelle, ein Laden ausgebrochen wurde, hieß es: „Loeser & Wolf". Heute sagt man: „Neue Depositenkasse". Den Belle Alliance-Platz in Berlin zieren allein ihrer sechs. Will mans wirklich nur dem Publikum bequemer machen? Die Filialen suchen Kundschaft heranzuziehen und geben Kontokorrentkredit. Man darf nicht engherzig sein; sonst geht der Kunde zum Nachbar. So entstehen Ueberspannungen des Kreditinstruments. Schließt eine Privatbank sich dem Concern eines berliner Institutes an, so wächst ihre Aktionsfähigkeit. Der Kredit des Namens wird wirksam. Und schließlich folgt Eins aus dem Anderen: die Ermäßigung der Provisionen, die Wirkung dieser Thatsache auf das Publikum, die Anregung zu Geschäften und die Festlegung von Mitteln in Engagements, die halten, was sie einmal haben. Eine solche Entwickelung führt zu Uebertreibungen und zur Festklemmung von Geldkapitalien, deren Mobilmachung dann nicht leicht ist. Vielfach hört man die Ansicht, diese Vorgänge hätten in der Naturgeschichte der Banken nicht fehlen dürfen; sie haben, heißts, den Umsatz von Geld und Kapital gefördert und einen gewiß nicht werthlosen Niederschlag hinterlassen. Heute, nach so vielen Ausschreitungen, versteht man freilich die höhnische Bitterkeit, mit der Herr Fürstenberg über das Unwesen der Depositenkassen spricht. Die Kollegen von den „Aschingerbanken" grämen sich darum weiter nicht und antworten auf die Frage, was geschehen wäre, wenn alle Banken nach dem Prinzip der Handelsgesellschaft gehandelt hätten: „Dann hätte sicher die Handelsgesellschaft selbst Depositenkassen aufgemacht". Jedenfalls ist nirgends die Absicht zu erkennen, die Decentralisation der Bankbetriebe zu hemmen. Und die Umstände drängen dem Beobachter das Bedenken auf, ob die Provinzbanken, die nach Berlin übergreifen, nicht in ihrer Qualität verschlechtert werden.

Die Rheinisch-Westfälische Diskontogesellschaft theilt sich vielfach mit dem Schaaffhausenschen Bankverein in den Geschäftsbezirk. Als der Bankverein sich von der Dresdener Bank getrennt hatte, glaubte man, er werde den Schwerpunkt seiner Thätigkeit wieder ins Rheinland verlegen. Doch das schnelle Wachsthum

der Rheinisch-Westfälischen Diskontogesellschaft empfahl wohl, den Boden Berlins nicht preiszugeben und zugleich einen scharfen Konkurrenzkampf im Westen Deutschlands zu führen. Der Bankverein wählte also der Tapferkeit besten Theil, die Vorsicht, und machte in Berlin Depositenkassen auf. Nun hat er einen Vorsprung vor der rheinischen Rivalin, die den ersten Versuch zur Ausbeutung Berlins macht. Ob die Aachenerin als Emissionbank eben so viel Pech haben wird wie Schaaffhausen? Jüngst erfocht der Bankverein zwar einen Sieg in Zweiter Instanz, der ihm bescheinigte, daß er den geschädigten Aktionären der Solinger Bank, als Emissionär der Aktien, keinen Schadenersatz schulde. Der vom Gericht statuirte Unterschied zwischen einer Haftung aus dem Prospekt und dem Fehlen einer Voraussetzung zur Schadloshaltung bei einem bloßen Bezugsangebot kam, unter Umständen, bei künftigen Emissionen wichtiger werden, als den Käufern von Aktien lieb ist. Wer sich der Regreßpflicht entziehen will, braucht nur die Aufforderung zur Zeichnung von der Veröffentlichung des Prospekts zeitlich zu trennen: dann ist er den Aktionären, die vor der Publikation des Prospekts Aktien gekauft haben, nicht zu Ersatz verpflichtet. Der Modus, der das Emissionhaus von der Sorge um die Regreßpflicht befreit, hat sich schon viel zu tief eingebürgert. Eine Ausdehnung ist um so weniger erwünscht, als der Konkurrenzkampf ohnehin manche Bande strengster Gesetzlichkeit lockert. Erleichtert werden solche Weitherzigkeiten durch die Freude des Publikums an neuen Effekten. Die geschäftliche Entwickelung der Banken ist von Gesetzeswolken bedroht. Wärs nicht klug, Alles zu vermeiden, was die Wolken zur Entladung bringen könnte? Diese Warnung richtet sich besonders an die Mittelbanken, die darauf ausgehen, den Kreis ihrer Depositengläubiger zu erweitern. Jede Million fremden Geldes, die ihrem Betrieb zufließt, erhöht die Verantwortlichkeit der Geschäftsleiter und beschleunigt die Gefahr: das Depositenbankgesetz.

Ladon.

Die Flagge des Ideals.

Die Rede, die Wilhelm der Zweite hielt, als er das neue Heim der Schackgalerie dem Prinzregenten übergab, ist hier noch nicht abgedruckt worden; und sie darf doch in keiner Sammlung wilhelminischer Reden fehlen. Hier ist sie: „Wollen Eure Königliche Hoheit mir huldvollst gestatten, Sie in den neuen Räumen der Schackgalerie willkommen zu heißen. Der alte Gedonsche Bau ist allmählich dem Zahn der Zeit erlegen und die schöne Sammlung der Gräflich Schackschen Galerie hat in neue Räume überführt werden müssen. In harmonischer Umgebung und in künstlerischer Beleuchtung wird sie sich nunmehr den Besuchern zeigen können. Möge der Münchener, dem sie ans Herz gewachsen ist, und der Fremde, der in den Mauern der gastlichen Kunststadt weilt, Freude und Erbauung beim Studiren der Galerie empfinden. Die Sammlung sei aber zugleich den Besuchern ein Maßstab für die Beurtheilung der jetzigen Kunst; sie zeigt, daß der Künstler die schöne Aufgabe hat, nicht nur die Vorkommnisse im alltäglichen Leben in einer zum Theil drastischen, sensationellen und abstoßenden Form zur Darstellung zu bringen, sondern vielmehr unter dem Einfluß der Aesthetik mit reinem Sinn und vornehmer Auffassung, die Flagge des Ideals in der Brust, seine Zeitgenossen über die Misere des alltäglichen Lebens emporzuheben und das schöne freie Gefühl des Volkes zu pflegen und zu stärken. Ich danke Eurer Königlichen Hoheit für Ihr Erscheinen am heutigen Tage und bitte Eure Königliche Hoheit, nunmehr die Galerie für eröffnet zu erklären.“

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.



Für Inserate verantwortlich: Alfred Weiner. Druck von G. Bernstein in Berlin.